



No. 8.

1900.

Börse und Arbeiterbewegung.

Von

Richard Calwer.

(Berlin.)

Anlässlich der Beratung der Anträge, die die Deckung der Kosten für die neue Flottenvermehrung bezweckten, wurde im Reichstage auch die Stellung der Socialdemokratie zur Börse erörtert. Der Centrumsabgeordnete Gröber verstieg sich unter dem Beifall der agrarischen Rechten zu der Behauptung, dass die Socialdemokratie sich bei jeder gesetzgeberischen Action gegen die Börse als eine Schutztruppe der Börse erweise, so auch bei der Erhöhung des Umsatzstempels. Die Socialdemokratie ist glücklicherweise nicht verwöhnt und kann bei dem Schweineglück, das ihr der Abgeordnete Gröber früher einmal nachgesagt hat, noch eine Unterstellung mehr vertragen. Indessen könnte die Aeusserung des Abgeordneten Gröber doch in Kreisen inner- und ausserhalb der Socialdemokratie eine falsche Meinung insofern erwecken, als die Socialdemokratie in der That wiederholt schon im Verein mit den Liberalen gegen Gesetze gestimmt hat, die eine Beschränkung der Verkehrsfreiheit an der Börse bezweckten. Und doch ist die Stellung der Socialdemokratie zur Börse eine total andere, als diejenige des Liberalismus, der, auf dem manchesterlichen Standpunct stehend, uneingeschränkte Verkehrsfreiheit auch für die Börse reclamirt. Wir dagegen stehen der Börse auf dem Gebiete des Handels etwa in ähnlicher Haltung gegenüber, wie den Grossbetrieben auf dem Gebiete des Gewerbes.

Diese Stellung ergibt sich aus einer Analyse des Zusammenhanges, der zwischen den Interessen der Arbeiter und der Börse besteht. Die ganze Frage sei hier nur von einem einzigen bestimmten Gesichtspunct aus betrachtet, wobei jeder Anspruch auf vollständige Erschöpfung des Themas wegfällt. Der Arbeiter hat das stärkste Interesse an einem möglichst hohen Lohn; die Tendenz der Arbeiterbewegung auf wirtschaftlichem Gebiete muss deswegen dahin gerichtet sein, die Production und Distribution so zu gestalten, dass die Arbeiterklasse einen möglichst grossen Anteil des Ertrages aus der Production zugeteilt erhält. Der Ertrag der Production sei hier ganz allgemein in folgende drei Rubriken zerlegt: 1. den Lohn für die Arbeiter, 2. die Produktionskosten abzüglich des Lohnes, 3. den Capitalgewinn, den die Unternehmer und Actionäre erhalten. Nun ist es einleuchtend, dass, im Falle die Produktionskosten und der Ertrag der gesamten Production

stabil bleiben, der Arbeitslohn fällt, sobald der Capitalgewinn steigt, dass er bei gleicher Annahme umgekehrt steigt, wenn der Capitalgewinn sinkt. Auf das Steigen und Sinken des Capitalgewinnes in der Industrie übt nun aber die Börse einen massgebenden Einfluss aus. Gerade die letzten Jahre des wirtschaftlichen Aufschwungs haben gezeigt, wie durch die Bewertung der Industriepapiere an den Börsen die Dividendenschraube der industriellen Gesellschaften immer stärker angezogen wird, die Summen der Capitalgewinne von Jahr zu Jahr grösser werden und dadurch die Steigerung der Lohnsummen beeinträchtigt wird. Der Zusammenhang zwischen Bewegung der Löhne und Bewegung des Capitalgewinnes wird durch ein concretes Beispiel am besten veranschaulicht. Im Bergbau und in der Hüttenindustrie steckten in Grossbetrieben, angelegt im Jahre 1895, etwa 2274,26 Mill. Mk. werbendes Capital. Auf einen in diesem Gewerbe beschäftigten Arbeiter entfällt eine Capitalquote von 4423 Mk. Es verzinst sich nun diese Capitalquote für die Unternehmer resp. Actionäre in den Jahren 1895 bis 1898 in nachfolgender Weise, während ein Arbeiter dieser Industriegruppe durchschnittlich jährlich verdiente:

Jahr	Verzinsung der Capitalquote		Jahresarbeitsverdienst eines Arbeiters in Mk.
	in Mk.	in %	
1895	283,07	6,40	927,24
1896	384,36	8,69	966,92
1897	442,30	10,00	1 006,08
1898	511,74	11,57	1 035,05

Aus der Tabelle ersehen wir, dass in den angegebenen Jahren der Gewinn für das Capital und die Arbeitslöhne gleichzeitig stiegen. Das ist dadurch möglich geworden, dass einmal die Erträge, in Geldwert ausgedrückt, infolge des Steigens der Preise höhere und die Produktionskosten teilweise geringer wurden. Aber es wird allseitig, mit Ausnahme etwa der Unternehmer in der Bergbau- und Hüttenindustrie, zugegeben, dass die Löhne der Arbeiter in den Jahren des Aufschwunges lange nicht stark genug gestiegen sind. Wenn wir nun auf den selbst einem Capitalisten durchaus annehmbaren Standpunct uns stellen, dass eine progressive Steigerung der Dividende um 1 % jährlich von 1895 ab mehr als hingereicht hätte, um dem im Bergbau und der Hüttenindustrie angelegten Capital eine reiche, jedenfalls aber eine auskömmliche Verzinsung zu gewähren, so wären für die Löhne Summen frei geworden, die schon eine ganz erhebliche Steigerung des Jahresarbeitsverdienstes für jeden Arbeiter zur Folge gehabt hätten. Unter Annahme dieser Capitalgewinnverteilung würde sich folgendes Bild ergeben haben:

Jahr	Angenommene Verzinsung der Capitalquote		That- sächliche Verzinsung in Mk.	Differenz zw. thats. und angen. Verzinsung in Mk.	That- sächlicher Lohn in Mk.	Lohn- plus- Differenz in Mk.
	in Mk.	in %				
1895	283,07	6,40	283,07	—	927,24	927,24
1896	327,30	7,40	384,36	54,06	966,92	1 020,98
1897	371,53	8,40	442,30	70,77	1 006,08	1 076,85
1898	415,76	9,40	511,74	95,98	1 035,05	1 131,03

Der Arbeiter hätte im Durchschnitt der vier Jahre anstatt 39 35,29 Mk. 4156,10 Mk. oder 220,81 Mk. = ca. 6% mehr verdient, als er tatsächlich eingenommen hat. Bei dieser Verteilung ist der Capitalgewinn im Verhältnis zum Risiko noch überaus hoch angenommen. Aber was hier darzulegen ist, wird auch durch die für das Capital überaus günstige Annahme vollständig erreicht: dass die Steigerung des Capitalgewinnes die Zunahme der Lohnsummen und damit des Lohnes für den Einzelarbeiter beeinträchtigt.

Nun haben wir schon oben angedeutet, dass es heutzutage in erster Linie die Börse ist, die die Gewinnrate durch ihre Bewertung der Industripapiere beeinflusst. Wenn der Zinssuss für gewöhnliches Geld zu einer gewissen Zeit 4% beträgt, so wird das in Industriewerten angelegte Capital wegen des Unternehmerrisicos an und für sich schon höher bewertet. Ist nun die industrielle Conjunctur eine günstige und stehen hohe Erträgnisse der industriellen Gesellschaften in Aussicht, so entwickelt sich an den Börsen mit Rücksicht auf die Steigerung des Erträgnisses grosse Nachfrage nach industriellen Werten. Die Course dieser Papiere steigen entsprechend den Aussichten der Dividende. Steigerungen von 50, 100 und mehr Procent in verhältnismässig kurzer Zeit sind keine Seltenheiten. Die ausgleichenden Tendenzen des Geldmarktes lassen es eben nicht zu, dass das industrielle Capital eine wesentlich höhere Verzinsung erhält, als andre Capitalanlagen. Die Werte werden deswegen so in die Höhe geschraubt, bis die Verzinsung für ein industrielles Papier factisch nicht viel höher ausfällt, wie für andre sichere Anlagegelder. Ist z. B. die Verteilung einer Dividende von 8% in Sicht, und der übliche Zinssuss für Geld beträgt 4%, so wird der Cours des betreffenden Industripapiers steigen, bis der schliessliche Käufer kaum eine höhere Verzinsung erhält, als 5—6%. Stand das Papier zunächst auf 100, so steigt es durch die Bewertung und die Umsätze an der Börse bis auf 160 resp. 133. Ist nun erst einmal der Cours in dieser Weise hinaufgetrieben, so suchen die Actiengesellschaften und namentlich die zu einem grossen Teil sie beherrschenden Banken mit aller Macht den Cours dadurch zu halten und weiter zu steigern, dass sie auf eine noch höhere Dividende hinarbeiten. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, aus welchen Gründen dies geschehen kann und thatsächlich geschieht, aber, so wie die Dinge sich nun einmal gestaltet haben, müssen die gewerblichen Actiengesellschaften in ihrem finanziellen Interesse alles aufbieten, um ihre Gewinnraten mit Rücksicht auf die Börse möglichst von Jahr zu Jahr zu steigern.

Die Arbeiter haben an dieser Wertsteigerung des in den Actiengesellschaften steckenden Capitals kein Interesse, wohl aber Schaden. Es besteht daher schon in dieser Hinsicht zwischen Börse und Arbeiterbewegung ein fundamentaler Gegensatz. Die Arbeiter haben alles aufzubieten, um die gewaltigen und plötzlichen Wertsteigerungen des in der Industrie angelegten Capitals zu verhindern und abzuschwächen. Sie werden nicht darauf ausgehen können und wollen, die Wertschwankungen überhaupt zu beseitigen, das wäre eine unmögliche und volkswirtschaftlich kurzsichtige Absicht, aber die übermässigen und oft gänzlich unbegründeten Schwankungen in ein innerhalb mässiger Grenzen sich vollziehendes Oscillieren zu verwandeln, das muss ein Ziel der Arbeiterbewegung

sein. Und von dieser Erwägung aus hat die politische und gewerkschaftliche Führung der Arbeiterklasse sich die Frage zu stellen, auf welchem Wege dieses Ziel wohl am besten erreicht werden möchte.

Entschieden die kurzsichtigste und verkehrteste Taktik ist nun die, durch repressives Eingreifen des Gesetzgebers die Auswüchse der Börse, zu denen wir auch die hier erörterten des industriellen Marktes rechnen, beschneiden zu wollen. Das heisst nur, um in der Sprache des Mediciners zu reden, auf die Symptome loscurieren, ohne doch die Ursachen der Krankheit zu treffen. Weder durch das Verbot bestimmter Formen des Handelsgeschäftes, noch durch die Beschränkung des Kreises von Personen, die an der Börse handeln, wird man eine volkswirtschaftlich ungesunde Speculation verhüten können. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben doch hinlänglich gezeigt, dass das Börsengesetz zwar als hinderlich und misslich empfunden wurde, aber ist deswegen weniger gespielt und speculiert worden? Man hat das Termingeschäft in weitem Umfange verboten; zu wessen gunsten? Zur Stärkung der ausländischen Börsenplätze, zur Schwächung des deutschen Geldmarktes. Die wirklichen Missstände, die auf jedem Markte zu Tage treten, sobald Nachfrage und Angebot einer Waare unverhältnismässig stark von einander abweichen, treten auf dem Geldmarkte natürlicher Weise in concentrirtester Form in die Erscheinung. Aber nicht an den handelnden Personen, nicht an der Form des Geschäftes liegt in erster Linie die Schuld der vorhandenen Auswüchse, sondern an den grossen und plötzlichen Spannungen zwischen Nachfrage und Angebot. Werden diese gemindert und von engeren Grenzen umzogen, so geht nicht allein der Anreiz zur Speculation zurück, es wird auch das Börsengeschäft unwillkürlich in solidere Bahnen gelenkt. Heutzutage kann ein grösser Teil von denen, die von der Börse leben, thatsächlich nur bei starken und plötzlichen Schwankungen der Werte zu Verdienst gelangen. Ohne diese Schwankungen — kein Verkehr, kein Verdienst, kein Leben. Eine Verminderung und Abschwächung der Schwankungen wird einem volkswirtschaftlich schädlichen Hin- und Herhandeln der Geldwerte einen Riegel vorschieben. Wir stehen nun einmal auch auf dem Standpuncte, dass der Handel nie Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen der Production und des Consums sein muss. Es ist im einzelnen Fall und unter den gegenwärtigen Verhältnissen zwar schwer, die Grenze nachzuweisen, wo volkswirtschaftlich ungerechtfertigte Transactionen auf dem Gebiete des Handels vorliegen. Specieell verbirgt sich unter scheinbar oft unnötigen Geschäften an der Börse gleichwohl ein volkswirtschaftlicher Zweck, und es ist der rückständigste Standpunct, den man sich denken kann, die Börse kurzerhand als ein unmoralisches Institut und als Giftbaum zu bezeichnen. Aber gleich wenig teilen wir trotzdem den Standpunct des Liberalismus, der die Börse als ein noli me tangere behandelt wissen will. Es liegt nicht im Interesse der deutschen Volkswirtschaft, das in der Industrie steckende Capital durch Wertsteigerungen, die sich auf vorübergehend höhere Erträge gründen, in kürzerer Zeit zu vervielfachen. Der Antrieb zu dieser Wertsteigerung ist in einem volkswirtschaftlichen Motiv, nämlich darin zu suchen, dass Geld, welcher Art es auch sei, einen möglichst einheitlichen Preis habe, dass nicht etwa

industrielles Capital weit höher sich verzinse, wie Capital in anderen Anlagen. Dieses Motiv hat zur Wirkung, dass industrielles Capital so im Werte steigt, bis die an und für sich höhere Verzinsung wieder auf ein mässiges Niveau herabgesunken ist. Weil aber das Motiv volkswirtschaftlich richtig ist, können seine Wirkungen unmöglich ernsthaft durch die Gesetzgebung bekämpft werden. Geschieht es doch, dann zeigt sich der Gesetzgeber als ein wirtschaftspolitischer Stümper. Die Socialdemokratie kann sich aber diesen Stümpfern nicht zugesellen, sondern wird sie bekämpfen, selbst auf die Gefahr hin, in allen den Kreisen, die von der wirtschaftlichen Bedeutung und dem Wesen der Börse keine oder eine falsche Vorstellung haben, missverstanden und angegriffen zu werden.

Wenn wir diese repressive Polizeigesetzgebung also nicht mitmachen, so verzichten wir darum doch nicht auf eine Bekämpfung der Auswüchse an der Börse, wenn wir auch zugeben müssen, dass auf diesem Gebiete bisher wenig geschehen ist, weil die Arbeiterbewegung noch zu schwach dazu war. Wir haben einleitend nachgewiesen, wodurch die Interessen der Arbeiter im Zusammenhange mit der Börse stehen; nunmehr haben wir die Aufgaben zu entwickeln, welche die Arbeiterbewegung der Börse gegenüber zu lösen hat. Wenn die grossen Missstände auf dem Industriemarkt aus plötzlichen und starken Wertschwankungen resultieren, so gilt es, auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage einen möglichst grossen Einfluss sich zu sichern. Setzen wir einen speciellen Fall: Auf die Aussicht recht hoher Dividenden hin entwickelt sich in einem Industriepapier an den Börsen eine rege Kauflust. Die Course steigen, so lange eben die Käufer noch glauben, trotz des steigenden Wertes immer noch vorteilhaft zu kaufen. So lange der Anreiz einer hohen Dividende die Nachfrage unverhältnismässig stark entwickelt, muss der Handel an der Börse sich in der heute üblichen Weise vollziehen. Es ist also die Ursache für den Anreiz wegzuschaffen. Sobald die Dividendenaussicht weniger rosig ist, wird sich das Capitalistenpublicum hüten, den Wert des Papiers so hoch zu schrauben, die Nachfrage wird geringer, das Angebot williger werden: die starke Spannung zwischen Angebot und Nachfrage wird nachlassen und damit die Folgeerscheinungen: der lebhafte Begehrt, das Hinauftreiben der Course; die wilde Speculation, die Gefahr des späteren, ebenso plötzlichen und starken Rückganges mit den unausbleiblichen Verlusten. Nun entsteht die Frage, nach deren Beantwortung erst zu entscheiden sein wird, ob diese Wegräumung der Speculationsanreize, soweit als thunlich, volkswirtschaftlich möglich und berechtigt ist: ob für die Besitzer industrieller Papiere selbst die starken Schwankungen der Dividende von Interesse sind.

Mag man dem Einzelunternehmer einen besonderen, schliesslich auch einen hohen Risicogewinn aussetzen, der Actionär, der Besitzer industriellen Capitals hat diesen Anspruch auf eine höhere Verzinsung nicht mehr, als die Capitalisten, die gleich risicanfe andere Anlagewerte haben. Erstens steht der Besitzer von Actien eines bestimmten industriellen Etablissements in gar keiner engeren wirtschaftlichen Beziehung zum Unternehmen mehr, sodann wechselt der Besitzer seine Papiere so oft und so häufig; dass eine solche Beziehung sich gar nicht mehr herausbilden kann. Auch das eigentliche Risiko, sein Capital und dessen Verzinsung zu verlieren, ist bei

den grösseren Actiengesellschaften wenigstens sehr minimal, keinesfalls aber so gross, um Dividenden von 10 und mehr Procent als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Aber selbst ein solches Risiko noch zugegeben, ist es grösser als dasjenige, das z. B. der Besitzer exotischer Werte hat? Gewiss nicht, vielleicht ist das letztere wesentlich höher, Trotzdem ist die Verzinsung dieses Geldes niedriger. Es kommt aber ausschlaggebend hinzu, dass der jeweilige Besitzer einer industriellen Actie die volle und hohe Dividende schliesslich doch nur nominell erhält. Denn überwiegend wird er sein Papier zu einem Curs erworben haben, der die hohe Dividende auf ein Niveau herabdrückt, das wenig über der landesüblichen Verzinsung von Geld steht. Das hohe Erträgnis kommt so nicht einmal dem Actionär, der doch das berechtigteste Interesse daran hätte, voll zu gut. So stand z. B. Laurahütte am 15. Mai 256,60 Mk. Kauft einer an diesem Tage das Papier, und die Dividende beträgt 15⁰/₁₀₀, so ist es gerade so, als ob der Curs 100 stände und die Dividende 5,9⁰/₁₀₀ betrüge. Der Käufer kommt trotz des hohen Dividendenerträgnisses nur in den Genuss einer wenig über dem Geldsatz stehenden Verzinsung. Wenn aber die hohe Dividende dem Actionär nicht einmal selbst den scheinbaren Nutzen abwirft, wer kann dann an dieser Art der Dividendensteigerung noch ein Interesse haben? Etwa das Unternehmen selbst? Nichts wäre verkehrter, als eine solche Annahme. Vielmehr ist es von grossem Nachteil für unsere grossen industriellen Unternehmungen, dass die in ihren Aufsichtsräten massgebenden Financiers systematisch auf die Steigerung der Dividende hindrängen. Es wird das Unternehmen in seiner wirtschaftlichen Entwicklung bedroht, wenn der financielle Endzweck bei der gesamten Direction und Verwaltung des Werkes in den Vordergrund gerückt wird. Wichtige Ausgaben für den Betrieb müssen unterbleiben, nur um eine hohe Dividende herauszuschlagen, die Löhne können nicht einmal in den minimalsten Grenzen erhöht werden, weil die Direction wegen jedes Achtelprocentes Dividende, das dadurch verloren gehen könnte, vom Aufsichtsrat oder der Generalversammlung zur Verantwortung gezogen werden würde. Das Gedeihen des Unternehmens selbst verträgt sich schlecht mit der heute üblichen Dividendenpolitik. Directen Schäden haben aber zweifellos die Arbeiter, wie schon nachgewiesen ist. Wem nützen also die exorbitant hohen Dividendenziffern? In der Hauptsache nur denen, die von starken und plötzlichen Curssteigerungen und Curseinbussen leben, daraus hohe Gewinne ziehen und dem productiven Capital entziehen. Diese Art des Verdienstes braucht keineswegs unnötig aufrechterhalten zu werden, auf sie ist auch nicht im geringsten Grade irgend welche volkswirtschaftliche Rücksichten zu nehmen.

Durch die gewerkschaftliche Action sind aber die Arbeiter sicher imstande, die heutige Dividendenpolitik zu erschüttern. Sobald ihnen in Zeiten, wo die Werke reichere Erträge abwerfen, eine entsprechende Lohnaufbesserung gelingt, ist es einfach nicht mehr möglich, mit der Dividende über eine gewisse Höhe hinauszugehen. Dass dieser Einfluss in der Sphäre der wirtschaftlichen Macht der Arbeiter steht, ist theoretisch durchaus klar, wenn auch praktisch sehr viele Hindernisse im Wege liegen mögen. Wenn dem nun aber so ist, wenn einmal die gegenwärtige Dividendenpolitik für

die Volkswirtschaft im allgemeinen, für die Arbeiterklasse im besonderen schädlich ist, wenn ferner die Arbeiterklasse das Mittel besitzt, auf die Höhe der Dividende bestimmend einzuwirken, so muss es eine Aufgabe der Arbeiterbewegung sein, dieses Mittel nicht nur den Werksverwaltungen, sondern auch der Börse gegenüber gebrauchen zu lernen. Schon heute zeigt sich der directe, allerdings noch unbewusste Einfluss der Arbeiterbewegung auf die Börse, sobald irgendwie ein grösserer Strike auszubrechen droht. Mit Strikegerüchten wird heute schon die Cursbewegung in ganz erheblicher Weise beeinflusst. Wir erinnern uns, dass anlässlich des letzten Bergarbeiterausstandes in Sachsen mit den Strikegerüchten starke Einwirkungen auf den Cursstand ausgeübt wurden. Das Spiel mit unbeglaubigten Nachrichten ist um so eher möglich, als die Berichterstattung in der Arbeiterpresse, soweit sie auf die für die Börse wichtigen Vorgänge Bezug nimmt, noch ziemlich unentwickelt ist. Während bei dem sächsischen Strikefall die bürgerliche Presse Strikegerüchte mit grosser Einwirkung auf die Course schon längst colportierte, ehe überhaupt ersichtliche Anzeichen einer Strikebewegung vorhanden waren, musste die Arbeiterpresse schweigend zusehen, wie hier eine bevorstehende Action der Arbeiter finanziell ausgebeutet wurde, sicherlich nicht zum Vorteil der Arbeiter selbst. Schon ein kräftiger Hieb gegen diese Manipulationen in der Arbeiterpresse hätte hingereicht, diesem Spiel Einhalt zu gebieten. Freilich ist dazu notwendig, dass die Arbeiterpresse einmal die Vorgänge an der Börse selbst fortdauernd verfolgt und sodann über die Vorgänge auf dem Arbeitsmarkte und in der Arbeiterbewegung durch eine besonders eingehende Berichterstattung die Oeffentlichkeit und namentlich die Arbeiter selbst schnellstens orientiert. Hier gilt es, zunächst eine grosse und noch schwierige Aufgabe zu lösen, die immer brennender wird und durch deren Lösung für die Arbeiterbewegung selbst auf wirtschaftlichem Gebiete ungemein viel gewonnen wird. Denn durch einen derartigen Ausbau der Arbeiterpresse würden die bis jetzt nur unbewussten und zufälligen Einwirkungen der Arbeiterbewegung auf die Börse zu bewussten und beabsichtigten Actionen; das Augenmerk der Gewerkschaften würde mehr auf den engen Zusammenhang zwischen den Interessen der Arbeiter und den Vorgängen an der Börse hingelenkt und sie selbst hätten durch die Vermittlung ihrer Presse einen raschen und damit auch den kräftigsten Einfluss auf die Börse.

Die Hauptsache für eine systematische und dauernde Einwirkung der Arbeiterorganisationen auf die Bewertung der Industriewerte ist indessen eine starke und geschlossene Organisation der Arbeiter. Nicht darum handelt es sich, dass die ultima ratio des Arbeiters, der Strike, bei jeder beliebigen Gelegenheit angewandt wird, vielmehr darum, dass hinter jedem Organisationsbeschluss die Arbeiterschaft der betreffenden Betriebe in überwiegender Mehrheit steht. Schön das Bewusstsein, dass die Arbeiter im Falle einer schroffen Nichtberücksichtigung ihrer Forderungen in der Lage sind, vollen Ernst mit nachhaltigen Einwirkungen auf die wirtschaftliche Position des Gegners zu machen, genügt in den meisten Fällen für die Unternehmer wie für die Börse, vorsichtig zu handeln und nicht ohne Not die Arbeiter herauszufordern. Aber dazu gehört allerdings eine starke Organisation. Nur dann ist es, durch sie und mit ihr, möglich, grossen

und plötzlichen Wertschwankungen am Industriemarkt mit Erfolg entgegenzutreten. Setzen wir den Fall, dass in den Werken der Eisenindustrie die Curse im Hinblick auf günstige Gewinnchancen zu steigen beginnen und die Organisation der betreffenden Arbeiterkategorie beschliesst im richtigen Moment für die in Frage kommenden Werke oder Bezirke eine den steigenden Ertragsaussichten angemessene Lohnforderung, so wird dadurch keineswegs diese Lohnforderung ohne weiteres bewilligt und die Steigerung der Werte an der Börse unmöglich gemacht sein. Nein, so gemächlich verlaufen die Dinge nicht. Aber für den Fall, dass eine starke, geschlossene Organisation hinter der Lohnforderung steht, wird die Börse, sobald der Beschluss in authentischer Form zu ihren Ohren kommt, doch recht vorsichtig mit weiteren Steigerungen sein; die Directionen der Werke werden die Forderung auch nicht ohne weiteres bewilligen, aber sie werden dadurch, dass die Wertsteigerung der Werkactien einigermaßen gehemmt ist, nicht so einseitig auf die Herauswirtschaftung der höchsten Dividende bedacht sein müssen; es wird sich vielmehr ein Ausgleich ergeben, der sämtliche drei Teile einigermaßen zu befriedigen sucht. Wenden die Arbeiterorganisationen diese Taktik systematisch und geschickt an, so werden sie mit der Zeit nicht nur die heute übliche Dividendenpolitik und gleichzeitig die unberechtigten Wertsteigerungen am Industriemarkte der Börsen, sondern auch in weiterer Folge thatsächlich Auswüchse am Geldmarkte viel sicherer beseitigen, als es alle repressiven Gesetzesparagaphen zu thun unternehmen.

Bei der Lösung dieser Aufgabe braucht der Staat keineswegs Nachwächterdienste zu leisten. Er kann vielmehr die Formen und den Umfang umgrenzen, innerhalb deren diese wirtschaftlichen Aufgaben zu lösen sind. Vor allem aber ist ein Act der Gesetzgebung dazu nötig, um die Arbeiterorganisationen zur Lösung der hier vorgezeichneten Aufgabe zu befähigen: das ist die vollständige Hinwegräumung aller der Coalition der Arbeiter entgegenstehenden Bestimmungen, Schaffung von actionskräftigen Organisationsformen zur Vertretung der Arbeiterinteressen. Nur unter dieser Voraussetzung vermögen die Arbeiter von ihrer ihnen innewohnenden Macht einen wirksamen und für die Volkswirtschaft heilsamen Gebrauch zu machen. Wer also zur Beseitigung thatsächlich vorhandener Missstände am Geldmarkte einigermaßen mitwirken will, der stärke mit uns die Arbeiterbewegung, er schaffe mit der Socialdemokratie zusammen den Arbeitern erst volle Coalitionsfreiheit! Gehen aber die heutigen kurzsichtigen Gegner der Börse andere, als die hier vorgezeichneten, gehen sie namentlich ihre bisherigen reactionären Wege, so werden sie uns nie an ihrer Seite finden. Ihnen das Gefolge versagen, schliesst noch lange nicht in sich, dass die Socialdemokratie deswegen eine blinde Schutztruppe der Börse sei, heisst vielmehr nur soviel, dass die Socialdemokratie die thatsächlichen Missstände an der Börse nicht durch chicanöse und den Fortschritt hemmende, sondern durch solche Mittel bekämpfen und beseitigen will, die sich bei einem tieferen Blick in die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge und Tendenzen von selbst zu ihrer Beseitigung darbieten, aber erst noch in ihrem Werte erkannt und gekräftigt werden müssen.

Bemerkungen über Engels' Ursprung der Familie.

Vorrede zur italienischen Ausgabe des Buches.

Von

Eduard Bernstein.

(London.)

Der Herausgeber dieser Uebersetzung einer der wertvollsten Arbeiten von Fr. Engels, Freund Turati, ersucht mich, ihr ein Vorwort mit auf der Weg zu geben. Ich komme dem Verlangen gern nach, obwohl ich mir nicht verhehle, dass es mich vor eine schwer zu lösende Aufgabe stellt.

Was dieses Buch giebt, sagt sein Titel; für die meisterhafte Beherrschung des Gegenstandes bürgt der Name seines Verfassers. Die Vorzüge der Engels'schen Darstellungsweise sind so allgemein anerkannt, dass sie hier nicht noch besonders aufgeführt zu werden brauchen. Es handelt sich nicht darum, dem Leser zu erzählen, dass ihm hier die Arbeit eines Mannes geboten wird, dessen Wissen ebenso reich war, wie sein Urteil tief und seine Sprache klar und einfach. Es kann sich nur darum handeln, auseinanderzusetzen, in welcher Hinsicht diese glänzende Studie heute etwa zu ergänzen wäre.

Wie Engels in seinem Vorwort vom Jahre 1884 betont, war die Ausarbeitung dieses Buches für ihn die Vollführung eines Vermächnisses von Karl Marx. Dem Schreiber dieses war es vergönnt, einen Blick in die Werkstatt zu thun, wo das Buch geschaffen wurde. Anfang März 1884 war ich auf einige Zeit bei Engels zu Gast, der damals gerade mit der ersten genaueren Durchsicht des Marx'schen Nachlasses beschäftigt war. Zu den Manuscripten, die mir Engels damals an weit bis in die Nacht ausgedehnten Abenden vorlas, gehörten auch die Auszüge, die sich Marx aus Lewis H. Morgans Ancient Society angefertigt und mit oft sehr drastischen Randglossen ausgestattet hatte. Es thut dem Ruhm des Verfassers des Capital keinen Eintrag, wenn ich bemerke, dass jene Glossen daran nichts änderten, dass die Auszüge zwar beredte Zeugnisse für die gewissenhafte Arbeitsweise dieses grossen Mannes, sonst aber nur erst roher Marmor waren, der noch völlig der Hand des formgebenden Künstlers harrete. Marx hatte lediglich aus Morgan excerpiert, was ihm der besonderen Festhaltung wert erschien. Zu mehr liess es sein Tod nicht kommen. Die Aufgabe der Verarbeitung fiel Engels zu und ward von ihm in verhältnismässig kurzer Zeit gelöst — dank ausgedehnter eigener Vorarbeiten auf dem Gebiet der Urgeschichte der Deutschen und Kelten.

Neben dem rein sachlichen Bestreben, die Entdeckungen Morgans hinsichtlich der Gentilverfassung und ihre Tragweite für die Geschichtswissenschaft der socialistischen und, wenigstens mittelbar, der Welt der Fachgelehrten bekannt zu geben, leitete Engels bei der Ausarbeitung seiner Schrift auch der mehr persönlichen Wunsch, das seines Erachtens unbillig vernachlässigte Werk Morgans in helleres Licht zu stellen und dadurch für eine angemessene Würdigung der Verdienste des amerikanischen Forschers zu wirken. Engels geht vielleicht etwas zu weit, wenn er im Vorwort von 1891 die Vermutung ausspricht, dass Morgans Buch in England „systematisch unterdrückt“ wurde. Die Unterschätzung dieses Werkes von Seiten der englischen Ethnologen erklärt sich auch ohne die Annahme eines Totschweigebundes, und, nachdem die Fachpresse es mehr kritisiert, als gewürdigt hatte, war seine Vernachlässigung durch den Verleger

nur zu begreiflich. Aber sicher ist, dass die Häupter der ethnologischen Schulen ihm nicht den Rang zugebilligt hatten, der ihm gebührt, und dass sie über Fehlgriffen in Einzelheiten, die Morgan nachgewiesen werden konnten, den Wert der neuen Gesichtspunkte übersahen, mit denen er die Wissenschaft der Ursprungsgeschichte der Völker bereichert hat. Dazu waren Leute erforderlich, die von den Voreingenommenheiten jener frei waren; die zur ganzen Gesellschaftslehre in ähnlicher Weise standen, wie Morgan.

Allem Fachwissen liegt eine Tendenz zur specialistischen Mikrologie inne. Sie führt, wo sie überwuchert, zu einem pedantischen Positivismus oder Phänomenalismus. Vor der Fülle des gesammelten Materials und der Masse der Varietäten schwindet das Vertrauen in allgemein bestimmende Regeln; und mit dem Classificieren und Coordinieren der ermittelten Gegenstände oder Vorgänge scheint sich die Aufgabe des Forschers zu erschöpfen. So steht der Jurist von Fach allen naturrechtlichen Theorien um so misstrauischer gegenüber, je mehr er in der Casuistik des positiven Rechts Virtuose ist. Die rechtsphilosophischen Aufstellungen sind ihm dann phantastische Abstractionen oder Generalisationen ohne soliden Hintergrund. In gleichem Lichte mussten den positivistisch disponierten Ethnologen die allgemeinen Sätze erscheinen, die Morgan auf Grund seiner Analyse der Einrichtungen der nordamericanischen Indianer aufstellte. Hier sollte aus einem bestimmten Grundprincip heraus die Vielheit der Erscheinungen genetisch abgeleitet werden, womit die bisherige, vorwiegend auf formale Merkmale gestützte Classification in hohem Grade entwertet wurde. Kein Wunder, dass die Vertreter dieser ihr Augenmerk fast ausschliesslich darauf richteten, die Lücken der neuen Theorie zu erspähen; und dass manche Hypothesen Morgans sich als ungenügend oder unhaltbar erwiesen haben, giebt Engels selbst zu. Für die Vertreter der alten Auffassung fiel damit das theoretische Gebäude Morgans ganz zusammen und blieben nur verdienstvolle Aufklärungen von Einzelercheinungen übrig, die man willig acceptierte. Sie schienen soweit von keinem anderen Kaliber, als das sonstige empirische Material, welches die ethnologischen Archive anfüllt und bei dem es ja auch immer wieder Berichtigungen im Detail giebt.

Engels stellt Morgan das Zeugnis aus, er habe die von Marx und ihm 1844—45 entdeckte materialistische Geschichtsauffassung „in seiner Art neu entdeckt“. Giebt man nicht dem „in seiner Art“ eine sehr weite Deutung, so wird sich dieser Satz nach meiner Ansicht nicht aufrechterhalten lassen. Gerade das bezeichnende Princip der materialistischen Geschichtsauffassung, die Ableitung der rechtlichen, moralischen etc. Anschauungen und Einrichtungen aus der Art und den Veränderungen der Productionsweise der Lebensmittel fehlte bei Morgan. Er hat zwar viel Materialien für die Feststellung solcher Zusammenhänge erbracht und hat, was hier noch wichtiger ist, die Entwicklungsstufen des allgemeinen Culturzustandes nach dem Stande der Gewinnung oder Erzeugung der Lebens- und Genüsmittel unterschieden. Darüber hinaus ist er jedoch in der Betonung des ökonomischen Moments für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften nicht gegangen. Er überschreitet nirgends principiell die Grenze, die den Durchschnitt der objectivistischen Culturhistoriker vom Vertreter des historischen Materialismus trennt. Oder, um es anders auszudrücken; Morgan steht als Geschichtshistoriker zum historischen Materialismus in keinem anderen Verhältnis, wie die socialistischen Theoretiker der Epoche von 1825 bis 1840 zum Marx-Engelschen Socialismus.

Soviel vom historischen Materialismus, wie bei Morgan, findet man auch bei den Theoretikern des Owenismus, Saint-Simonismus und Fourierismus, von denen namentlich der letztere in den Vereinigten Staaten sehr geistreiche Vertreter hatte und Morgan wohl bekannt war. Nun könnte man vielleicht einwenden, dass Morgan zwar nicht eine dem historischen Materialismus correspondierende Geschichtstheorie aufgestellt, aber doch nach ihrer Methode gearbeitet, sie am Beispiel bekräftigt habe. Indes, selbst dies lässt sich meines Erachtens nicht aufrechterhalten. Der bestimmende Einfluss des Productionsfactors findet sich zwar bei Morgan gelegentlich entwickelt, spielt aber bei ihm nicht die Rolle der durchweg entscheidenden Triebkraft geschichtlicher Entwicklung. Morgan legt den Ideologien (den religiösen Vorstellungen etc.) eine viel grössere Bestimmungskraft bei, als dies der historische Materialismus thut, und behandelt die Gestaltung der Familie (das Wort in seinem weiteren Sinne genommen) als einen der Production mindestens nebengeordneten Factor gesellschaftlicher Entwicklung.

Engels hat dies letztere, soweit die von Morgan behandelten Entwicklungsperioden in Betracht kommen, als durchaus der materialistischen Geschichtstheorie entsprechend hingestellt. Er begründet dies damit, dass er das Geschlechtsleben selbst als einen Productionsfactor bezeichnet, als den Factor der Erzeugung von Leben, als den Träger der Fortpflanzung der Gattung. Gegen diese Gleichsetzung der Menschenproduction mit der Güterproduction ist jedoch im eigenen Lager der Marx-Engelschen Schule Widerspruch erhoben worden. Einer ihrer bekannteren Vertreter, H. Cunow, hat in seiner Abhandlung über die ökonomischen Grundlagen des Mutterrechts ausgeführt, dass sie sich auf eine blossе Wortähnlichkeit gründe, aber der sachlichen Berechtigung entbehre. Es handle sich für die geschichtliche Betrachtung nicht um die materielle Production oder Reproduction von Menschenleben, die seit Urzeiten die gleiche geblieben sei, sondern um die Formen des geselligen Zusammenlebens der Geschlechter, ihr Rechtsverhältnis zu einander — die Familienordnung und deren Veränderungen im Verlauf der Menschheitsgeschichte. Diese Veränderungen nun gingen nicht selbständig neben den Veränderungen der Art der Production der Lebensmittel vor sich, sondern seien durch diese bedingt. Die Familienordnung sei abhängig von der Art der Production bezw. Gewinnung der Lebensmittel. Anderes annehmen, heisse den Geltungsbereich des historischen Materialismus einschränken.

An diesem Einwand ist jedenfalls so viel richtig, dass sich jene Gleichsetzung der Familie als Factor der Fortpflanzung des Menschen mit den Factoren der Production der Lebensmittel in keiner der Definitionen des historischen Materialismus findet, die Marx und Engels vordem veröffentlicht hätten. Allerdings weist Engels in der vorliegenden Schrift darauf hin, dass schon in einem im Jahre 1846 von Marx und ihm ausgearbeiteten Manuscript gesagt werde, die erste Teilung der Arbeit sei die von Mann und Frau zur Kindererzeugung. Aber dies lässt das Trügerische dieser Analogie nur um so schärfer hervortreten. Denn die Teilung der Functionen bei der Zeugung oder Fortpflanzung gehört als Entwicklungsstufe überhaupt nicht der Menschengeschichte an, sondern führt sehr weit in die Entwicklungsgeschichte der Tiere und Pflanzen zurück und ist da nur die Weiterführung anderer Arbeits- oder Functionsteilungen. Als Production betrachtet, ist die Zeugung biologische, aber nicht sociologische Arbeitsteilung.

Wenn aber Cunows Einwand hinsichtlich der Begründung zutrifft, die Engels für jene Gleichsetzung der Familienordnung mit der Productionsweise giebt, so heisst das noch nicht, dass Engels auch der Sache nach im Unrecht ist, wenn er die Familie oder den Geschlechtsverband anderen Productionsfactoren gleich oder sogar unter Umständen — für frühe Entwicklungsstufen — überordnet. Erstens ist auf jenen Entwicklungsstufen der Modus des Zusammenlebens der Geschlechter, insoweit er die Bildung und den Zusammenhalt grösserer oder kleinerer Gemeinschaften beeinflusst, ja selbst ein sehr wichtiger Factor der Erzeugung oder Gewinnung von Lebensmitteln, und zweitens lässt sich nicht bestreiten, dass er mittelbar die Entwicklung der Productionsweise dadurch beeinflussen kann, dass er die Bedingungen für eine Fortentwicklung der letzteren schafft oder verstärkt. So scheinen mir z. B. Engels' Bemerkungen über die Wichtigkeit der Hordenbildung für die Erhebung der ersten Menschen über die Entwicklungsstufe, auf der die menschenähnlichen Affen stehen geblieben sind, sehr vieles für sich zu haben, obwohl es sich natürlich hier nur um Hypothesen handelt und jener Fortschritt auch von anderen Ursachen bewirkt worden sein kann. Jedenfalls begeht Cunow bei seinem Einwand den Fehler, auf den wir aber auch gelegentlich bei Engels selbst stossen, dass er den Unterschied zwischen causalen und conditionalen Beziehungen nicht genügend hervortreten lässt, — mit anderen Worten, Ursache und Bedingung beinahe als gleichbedeutend setzt.

Es ist dies überhaupt eine der verhängnisvollsten Klippen der materialistischen Geschichtsdarstellung. Ihre Vertreter verfallen leicht dem Fehler, in Factoren, die einen Vorgang oder eine Entwicklung möglich machten, kurzweg die Ursachen und Triebkräfte zu erblicken, die sie herbeiführten. Nun können solche Factoren zwar auch als Triebkraft gewirkt haben, sie brauchen aber darum noch nicht jedesmal die entscheidende Triebkraft gewesen zu sein. So sind bestimmte Naturbedingungen: bestimmte Bodenbeschaffenheit, Klima, Pflanzen- oder Tierwelt notwendig, damit gewisse Wirtschaftsformen und Gesellschaftszustände sich entwickeln können. Aber das beweist noch nicht, dass diese Formen und Zustände die notwendigen Producte jener sind. Es können noch andere Factoren erforderlich gewesen sein, um sie „mit Notwendigkeit“ herbeizuführen. Es ist sehr leicht, den abstracten Gedanken zu fassen, dass alles, was geschieht, mit Notwendigkeit geschieht. Aber diese Notwendigkeit im concreten Falle nachzuweisen, ist bei dem Thun höher organisierter Wesen die schwerste Sache von der Welt. Genauer untersucht, bestehen die vermeintlichen Nachweise dieser Art stets nur in einer Combination von Teilursachen und Bedingungen, die zu einem mehr oder minder starken Wahrscheinlichkeitsschluss, aber nie zu apodiktischer Gewissheit berechtigen.

Wem dies als entmutigender Skepticismus erscheint, der sei daran erinnert, dass es sich hier um wissenschaftliche Erklärungen *ex post* und nicht um Aufstellungen von Forderungen, um Wissen, und nicht um Wollen, handelt. Uebrigens richtet sich auch das praktische Handeln der Socialdemokratie in der Hauptsache auf die Schaffung von Bedingungen für eine höhere Gesellschaftsordnung, deren Durchführung der Zukunft überlassen bleibt.

Es war nur natürlich, dass Morgan, als Pfadfinder der auf Mutterfolge (Bestimmung der Verwandtschaft nach der mütterlichen Abstammung) aufgebauten Gens, bei der Forschung nach Spuren derselben bei den verschiedenen Völkern

einen schärferen Blick für diejenigen Thatsachen hatte, die für das von ihm Gesuchte zeugten, als für solche, die auf Abweichungen hinwiesen. Ihn entschuldigt ausserdem für manche übertriebene Verallgemeinerung, dass, als er sein Werk schrieb, die urgeschichtliche Forschung als Wissenschaft noch wenig entwickelt war. Aber wer heute alle seine Sätze als apodiktische Wahrheiten hinstellen wollte, würde sich lächerlich machen. Aehnliches gilt von den Folgerungen, die Engels im Anschluss an Morgan hinsichtlich der Gens gezogen hat. Auch sie sind nicht frei von Verallgemeinerungen, die sich als zu weitgehend herausgestellt haben.

So hat H. Cunow in dem schon citierten Aufsatz überzeugend nachgewiesen, dass das Mutterrecht keineswegs eine Einrichtung ist, die sich mit unbedingter Notwendigkeit aus der ursprünglichen Hordenfamilie, wenn man es so nennen darf, als Folge ihres Wachstums entwickelt, sondern dass stets gewisse ökonomische Vorbedingungen — mässiger Ackerbau neben Jagd und Fischfang als Grundlage der Lebensführung — erforderlich sind, um der Frau in der Hausgenossenschaft und eventuell in der Gens jene Stellung zu verschaffen, die man als mutterrechtlich in dem Sinne bezeichnen kann, wie Engels das Wort braucht. Bei Engels erscheinen Mutterrecht im Sinne einer höheren socialen Stellung der Frau und Mutterfolge als nahezu identisch, obwohl sie dies in Wirklichkeit keineswegs sind, Mutterfolge in vielen Fällen mit einer sehr niedrigen socialen Stellung der Frau verbunden war, bezw. ist. Ebenso findet man Mutterfolge bei Hirtenvölkern, obwohl nach der Theorie die Viehzucht die patriarchalische Familie zur Folge haben soll. Es ist eben, wie bemerkt, stets ein Zusammenwirken verschiedener Umstände notwendig, um eine bestimmte sociale Einrichtung herbeizuführen; und schon bei den primitiven Völkern zeigt es sich, dass die Entwicklungsreihe der socialen Einrichtungen durchaus nicht überall die gleiche Stufenfolge innehält.

Engels hat in dieser Hinsicht sich in der vorliegenden Schrift mehrfach von einer Vorliebe für gewisse Formen und Einrichtungen des socialen Rechts zu Folgerungen verleiten lassen, die bei näherer Prüfung nicht aufrechterhalten werden können. So überschätzt er gelegentlich — nicht immer — die Tragweite des sogenannten Urcommunismus, der doch im Grunde nur ein negativer Communismus war — Abwesenheit ausgebildeter Rechtsbegriffe — oder nur als Collectivismus von Verwandtschaftsgruppen positive Gestalt erhielt. Was die Socialdemokratie als Partei der Arbeiter heute erstrebt, ist in seinen materiellen und ideellen Voraussetzungen so grundverschieden von jenem ursprünglichen „Recht, aller auf die Erde und ihre Erzeugnisse“, dass sie ihm mit völliger Unbefangenheit gegenübersteht. Es hat mit ihren Bestrebungen nicht mehr zu thun, wie der Animismus der Wilden mit den vitalistischen Theorien moderner Physiologen. Bei genauerer Betrachtung stellt sich der Urcommunismus als Sonder-eigentum von Gruppen an der Erde und ihren von selbst dargebotenen Schätzen heraus, gegründet auf Occupation oder Eroberung und den ihnen verwandten Formen der Gewinnung von Lebensmitteln: Einsammlung und Jagd. Indes findet man schon auf diesen Stufen auch persönliches Eigentum, das aber natürlich nur solches an Gegenständen individueller Verwendung sein konnte, wie Waffen, Schmuck u. dergl. Man kann beinahe sagen, dass der Urcommunismus ein auf Nichtarbeit gegründeter Communismus war und in der Masse verschwand, wie die Lebensmittelgewinnung mit der planmässigen Bearbeitung des Bodens-

und der Züchtung von Haustieren erst wirklich den Charakter schöpferischer Arbeit erhielt. Oder, von der anderen Seite her, dass der Urcommunismus dem Zustand entspricht, wo der Mensch sich noch wenig über die directe Abhängigkeit von den freiwilligen Gaben der Natur erhoben hat, und gerade da aufhört, wo der Mensch anfängt, Herr über die Natur zu werden. Der Abfall von diesem ursprünglichen Communismus ist meines Erachtens höchstens in dem Sinne als ein geschichtlicher Sündenfall zu betrachten, als er ein Kosten vom Baum der Erkenntnis war.

Aehnlich wird das geschichtliche Urtheil über die Aufhebung oder Verdrängung der Gentilverfassung lauten müssen. Engels hebt selbst hervor, dass diese nur für eine ziemlich niedrige Stufe gesellschaftlicher Entwicklung — dünne Bevölkerung und geringe Productivität der Arbeit — passte und von dem Moment an dem Untergang geweiht war, wo die Entwicklung über diese Grundlagen hinaustrieb. Die grosse Sympathie, die er für die auf Gentilverbänden aufgebaute und auf Grund ihrer organisierte Gesellschaft empfindet, lässt ihn deren Schattenseiten und transitorischen Charakter nicht übersehen. Aber doch ist, will mir scheinen, seine Darstellung der Art und Weise, wie die Gentilverfassung dazu kam, der Ausbildung des Staates Platz zu machen, nicht ganz frei von tendenziöser Färbung. Er schildert sie generell als eine Art Sündenfall, herbeigeführt durch degradierende Einflüsse, die niedrigsten Interessen und schmachlichsten Mittel, als ein Herabsinken der Menschen von einem Standpunct relativ grosser sittlicher Höhe auf den einer gewissen sittlichen Corruption. Darin liegt, denke ich, neben zu grosser Verallgemeinerung von zufälligen oder secundären Erscheinungen ein Stück falscher Ethik, ein Rest von socialem Romanticismus, den wir sonst eher bei Radicalen mit conservativen Neigungen finden, wie etwa bei kleinbürgerlichen Demokraten, als beim Vertreter des wissenschaftlichen Socialismus. Unzweifelhaft ist da, wo die gesellschaftlichen Einrichtungen wenig entwickelt sind und dem Individuum nur geringen Spielraum für besondere Strebungen lassen, weniger Corruption möglich, als in complicierteren Gesellschaften. Aber können wir die Sittenzustände jener einfacheren Gesellschaften darum generell als höhere bezeichnen? Müssen wir uns nicht vielmehr sagen, dass, so sehr sie uns auch perspectivisch durch den Contrast mit der nächsten Umgebung anmuten mögen, sie doch ethisch nicht sehr hoch zu werten sind? Die Ehrlichkeit aus Beschränktheit oder Mangel an Verführung ist ganz anderer Natur, als die Ehrlichkeit von geweckten und allen möglichen Verführungen ausgesetzten Angehörigen grosser complicierter Gemeinwesen. An verschiedenen Stellen zeigt Engels selbst, wie furchtbar schnell z. B. die Sittlichkeit der barbarischen Germanen bei der Berührung mit der Civilisation in die Brüche ging, und Aehnliches wird noch heute beobachtet, wo Angehörige einfacherer Culturkreise in den Bereich höherer Civilisationen hineingezogen werden.

Wir verfallen nur zu leicht in den Fehler, die Abwesenheit gewisser Unsitzen oder Laster unserer Civilisation für den Beweis einer höheren Sittlichkeit zu nehmen, während sie in Wirklichkeit oft nur Zeichen der Rohheit der Verhältnisse und Denkart der Völker ist, bei denen wir sie bewundern. Einfachere Sitten und höhere Sittlichkeit sind, wie jeder weiss, zwei grundverschiedene Dinge. Die Treuherzigkeit des Naturkinde's, das jedem gerade heraus sagt, was es über ihn denkt, entzückt uns als Gegenstück gegen unsere conventionelle Höflichkeit, die uns Leuten, die wir verachten, Artigkeiten sagen lässt. Wir

denken aber garnicht daran, es nachzuahmen, und würden es sehr unangenehm empfinden, wenn unsere Umgebung dies thäte. Ist unsere Höflichkeit unsittlicher, als jene Treuherzigkeit? Ich möchte es bestreiten. Sie ist keine böswillige Täuschung, eben, weil sie conventionell ist. Sie ist vielmehr eine Selbstbeherrschung, die den Bedingungen unseres entwickelten Verkehrslebens entspricht. Es verträgt sich nicht mit diesen, dass wir unsere Herzen auf der Zunge tragen. So konnte vor 100 Jahren, wo Deutschland noch überwiegend Bauernland war, Goethe sagen: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ Heute wäre das eine abgeschmackte Uebertreibung. Aber noch abgeschmackter wäre es, aus dem Verschwinden der etwas urwüchsigen Umgangsformen auf ein Sinken des sittlichen Niveaus folgern zu wollen. Unzweifelhaft sind die Sittenzustände im heutigen Deutschland denen vom Jahre 1800 überlegen.

Wo Engels mit bestimmten Völkern und deren Entwicklung zu thun hat, zeigt er sich gewöhnlich von romantischer Ueberschätzung früherer Culturen frei und spottet selbst gern über Schriftsteller, denen der Wilde der bessere Mensch ist. Aber wo er zusammenfasst und allgemeine Sätze aufstellt, da passiert es auch ihm, dass er über den Lichtseiten älterer Gesellschaftsformen deren Schattenseiten vergisst. Es ist aber nicht nur die begreifliche Sympathie mit den demokratischen Einrichtungen der Urvölker, die zu solchen Einseitigkeiten verführt. Hier spielen vielmehr gewisse Fouriersche und Hegelsche Gedankenreihen in seine Geschichtsdarstellung hinein. Engels selbst verweist am Schlusse seines Buches auf Fouriers Kritik der Civilisation, und einer der Grundzüge dieser ist die Schilderung der bisherigen Entwicklung als cultureller Fortschritt bei sittlicher Entartung. Auf ähnliche Folgerungen läuft Hegels Gedanke von der Entwicklung der Geschichte in Gegensätzen hinaus. Beurteilen wir nun die Gegenwart unter diesem Gesichtspunct, so müssen wir notgedrungen zu einer Ueberschätzung bestimmter Einrichtungen der Vergangenheit gelangen.

So ist z. B. unserm moralischen Empfinden die moderne Prostitution etwas viel Abstossenderes, als die Vielweiberei, wie sie auf früheren Entwicklungsstufen bestand. Und doch kennzeichnet sie einen grossen sittlichen Fortschritt. Sie beruht auf der Anerkennung der freien Persönlichkeit. Die moderne Prostituierte verfügt selbst über ihren Körper, was in den meisten Fällen der Vielweiberei nicht der Fall war. Selbst, wenn sie unter dem Zwang der Not ihren Körper verkauft, übt sie einen Act der Selbstbestimmung aus, der dem weiblichen Geschlecht bei vielen sogenannten Naturvölkern versagt ist. Dass herangeleitete Mädchen von ihren Eltern oder dem Familienvorstand an einen Dritten in die Ehe verkauft oder vertauscht werden, mag mehr mit der allgemeinen sittlichen Denkart dieser Völker harmonieren, als die freiwillige Prostitution mit der unseren, aber das beweist nur, dass unser Massstab heute ein höherer ist, nicht aber, dass unsere Sitten gesunken sind.

Was ist überhaupt der Massstab, nach dem wir die Sittenverhältnisse verschiedener Epochen gegen einander zu messen und zu werten haben? Wie wir die Formel auch aufsetzen mögen, so werden wir immer finden, dass sie im letzten Grunde auf die Frage nach der Achtung vor der Persönlichkeit und ihrer Stellung zum Gemeinwesen hinausläuft. Es ist selbstverständlich, dass die blos formale Freiheit der Persönlichkeit gewisser ökonomischer Vorbedingungen bedarf, um wirkliche Freiheit zu werden; und dass sociale Achtung der Persönlichkeit Selbstachtung und Selbstzucht einschliesst.

An Fourier und Hegel knüpfen auch verschiedene der Ausführungen Engels' über die zukünftige Gestaltung der Familie und des Gesellschaftsverbandes an. Engels sieht in der proletarischen Ehe eine höhere Stufe der Monogamie, als wie diese in der bürgerlichen Ehe vertreten ist. Bei ersterer fehlen nach ihm mit dem Eigentum der Antriebe und die Mittel, um die Männerherrschaft geltend zu machen, sei die Frau dem Manne ökonomisch gleichgestellt und sei daher wirklich die Geschlechtsliebe Regel bei der Eheschliessung. Mit der Verwandlung der Produktionsmittel in Gemeineigentum der Gesellschaft, der Umwandlung der Privathaushaltung in eine öffentliche Industrie und der Uebernahme der Pflege und Erziehung der Kinder durch die Oeffentlichkeit werde diese factische Gleichstellung der Geschlechter allgemein werden und zugleich ein ausschliesslich auf Geschlechtsliebe gegründeter Geschlechtsverkehr möglich. Ob der aber dann noch Monogamie sein werde, hält Engels für zweifelhaft. Die Monogamie habe heute als Correlat die Prostitution. Sei anzunehmen, dass die Prostitution verschwinden könne, ohne die Monogamie mit sich in den Abgrund zu ziehen?

Einige der hier gemachten Voraussetzungen können jedoch selbst angezweifelt werden. So betrachtet Engels das Eheleben des modernen Arbeiters etwas zu sehr unter dem Gesichtspunct des abgeleiteten Begriffs Proletarier. Factisch tendiert die Arbeiter Ehe in den vorgeschrittenen Ländern mehr dahin, bürgerlich zu werden, als sich von der bürgerlichen Ehe hinweg zu entwickeln, und vorläufig wenigstens ist die sociale Gesetzgebung mehr geeignet, auf das erstere, als auf das letztere hinzuwirken. Sie nimmt zwar den Eltern einen Teil der Sorgen für die Kinder ab, unterbindet aber zugleich, durch Verbot der Fabrikarbeit der Kinder, Verkürzung der Arbeitszeit der Erwachsenen und ähnliche Gesetze, eine Reihe der auf Auflösung oder Zersetzung der Familie wirkenden Tendenzen. Auch ist es bei der grossen Masse der Arbeiter Regel, dass mit der Eingehung der Ehe die Frau die Erwerbsthätigkeit aufgibt oder erheblich einschränkt und sich hauptsächlich der Führung des Haushalts widmet. Unzweifelhaft bedeutet der Einzelhaushalt eine grosse Arbeitsverschwendung. Aber der Reiz des eigenen Heims ist für die grosse Mehrheit der Menschen so stark, dass sie die für das Heim erforderliche Mehrarbeit der grösseren Menge von Genussmitteln vorziehen, welche die Verwandlung der Haushalte in öffentliche Industrien bedeuten würde. Wir können wohl eine Reihe von Erscheinungen feststellen, die auf Erleichterung und Ergänzung der Einzelhaushalte hinwirken, aber eine Auflösung lässt sich nicht feststellen, — wenigstens nicht in der Arbeiterclassen. Das die bürgerlichen Haushalte in vorgeschrittenen Ländern heute bedrohende Dienstbötenproblem hat für die Arbeiterhaushalte keine Schrecken.

So muss es denn auch als fraglich bezeichnet werden, ob wir einer Zeit entgegengehen, wo der monogamischen Ehe die wirtschaftlichen Grundlagen entzogen sind. Dass diese Ehe nicht ohne Prostitution soll bestehen können, ist nur bei einer sehr eingeschränkten Deutung des Begriffs monogam möglich. Engels sagt von der heutigen Arbeiter Ehe, sie sei monogam im etymologischen Sinne des Wortes, aber durchaus nicht in seinem historischen Sinne. Indes, was sollen wir unter monogam im historischen Sinne verstehen? Wenn wir genauer zusehen, meint Engels damit diejenige Form der Monogamie, in der diese zuerst sich aus früheren Eheformen — Gruppen- und Paarungsehe — entwickelte: Einzel Ehe bei fast absoluter Herrschaft des Mannes über die Frau. Aber Engels giebt selbst zu, dass die Monogamie keineswegs überall in der

„classisch-schroffen Form“ auftrat, die sie nach ihm bei den Griechen annahm, und zeigt auch; dass sie heute in verschiedenen Ländern verschiedene Züge trägt. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass der Begriff Monogamie nicht mit jener an die Urform anknüpfenden Deutung erschöpft ist, wir vielmehr berechtigt sind, ihn auf alle Ehen anzuwenden, die aus einem Mann und einer Frau bestehen und für mehr als den blossen Paarungsact oder eine gewisse Paarungszeit eingegangen werden. Ein Moment, das bei der Eheschliessung sehr in Betracht kommt: die geistige oder seelische Harmonie bezw. Ergänzung der sich Verbindenden, wird von Engels völlig vernachlässigt. Und doch wird es mit dem Fortschritt der Civilisation ein immer wichtigerer Factor der Ehe. Wohl mag also noch manche Schranke fallen, manches Vorurteil schwinden, die heute die Frau gegen den Mann in Nachteil setzen, deswegen kann die Ehe bezw. die Familieneinheit noch lange in der Hauptsache monogam bleiben.

Und wie mit der Ehe, so mit dem Staate. Auch mit Bezug auf ihn sehen wir Engels, unter Berufung auf eine Definition, die an die Entstehungsumstände der Institution — Ausbildung der Classenherrschaft — anknüpft, deren künftiges Verschwinden ankündigen. Nun hat aber der Staat im Laufe der Entwicklung seine Formen wesentlich erweitert und immer neue Functionen übernommen. Engels selbst spricht von ihm als Organ gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Ist daher anzunehmen, dass mit dem Verschwinden der erstervähnten Voraussetzung auch der Staat absterben oder einschlafen werde? Mir scheint das sehr unwahrscheinlich. Die sich vor unseren Augen vollziehende Entwicklung zeigt uns im Gegenteil, dass, je mehr der Staat aufhört, Organ der Classenherrschaft oder Classenunterdrückung zu sein, sein Wirkungsbereich ein grösserer wird. Der Staat ist auch von Anfang an mehr, als bloss Werkzeug der Classenunterdrückung. Sein Aufkommen fällt mit der Ausbildung grosser, auf abgegrenzten Territorien sesshaft niedergelassener und nicht mehr ausschliesslich durch Familienverbände zusammengehaltener Völkereinheiten zusammen.

Er entsteht als Product des Wachstums der Niederlassung in Bezug auf Zahl ihrer Mitglieder und Dichtigkeit der Siedlung, und da dieses Wachstum nur möglich ist durch grössere Ergiebigkeit der Wirtschaft und längere Friedensperioden, so ist der aufkommende Staat wohl Mittel der Classenherrschaft, aber Träger und Ausdruck eines grossen socialen Fortschritts. Auch das zeigt uns Engels selbst, wenn er darlegt, dass schon der Bund der Irokesenstämme die Untergrabung der dem Staatsverband vorausgehenden Gentilverfassung bedeutete, dass diese letztere zu eng und engherzig war, um einen nennenswerten Fortschritt über die Lebensweise der beständig um Jagdgebiete Krieg führenden Indianer zu erlauben. Wenn also der Staat bei seinem Entstehen der Classenherrschaft diene oder von herrschenden Classen behufs Befestigung ihrer Herrschaft ausgebildet wurde, so ist diese Seite seines Wesens doch nur eine secundäre Eigenschaft und hat ihre Wurzel nicht in den dauernd wirkenden Kräften, sondern in den vorübergehenden Umständen seiner Schaffung und Erhaltung. Das Absterben des Staates setzt nicht nur das Aufhören der Classenherrschaft, sondern auch die Auflösung der grossen nationalen Einheiten in lose Verbände kleiner Corporationen oder Gruppen voraus. Dies letztere ist aber kaum zu erwarten. Wie sehr sich auch das demokratische Föderationssprincip in der Ausbildung des Verhältnisses der örtlichen und beruflichen Gruppen zum Staatsverband Geltung verschaffen wird — und dass hierin

eine der bedeutenden Aufgaben der Zeit liegt, ist gerade die Ansicht des Schreibers dieser Zeilen -- so spricht doch wiederum die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Gruppen, die immer reichere Gliederung der Gesellschaft dafür, dass es nicht zur Auflösung des zusammenfassenden Organismus, Staat genannt, führen wird.

Nur soviel ist richtig, dass der Ausbeuter- und Unterdrückerstaat absterben wird. Aber das ist nur eine bestimmte Staatsform und nicht der Staat überhaupt.

Wenn Engels hier Wesen und Form identificierte oder eine bestimmte Seite der Sache für das Ganze nahm, so leiteten ihn dabei, wie schon erwähnt, Fourier-Hegelsche Gedankengänge. Auch Fourier löst den Staat auf, und zwar, indem er an seine Stelle den Verband der Phalansterien treten lässt; und dass der Staat mit der Classenherrschaft, die ihn ins Leben gerufen, verschwindet, entspricht der Hegelschen Formel von der Negation der Negation als Entwicklungsgesetz. Aber so grosse Bahnbrecher der modernen Entwicklungslehre Fourier und Hegel auch waren, so sind doch ihre Formeln gerade darin irreleitend, dass sie absolute oder totale Umgestaltungen unterstellen, wo die Wirklichkeit nur relative Veränderungen kennt.

Damit genug der Vorbehalte! Sie betreffen nur einzelne Seiten des Engelsschen Werkes, das in seinem Ganzen durch sie wenig berührt wird. Auch für den, der ihnen zustimmt, behält diese Arbeit ihren hohen Wert. Alle Geschichtsdarstellung, alle Erklärung geschichtlicher Entwicklungen ist bis zu einem gewissen Grade Construction und enthält ein von der Persönlichkeit des Darstellers bestimmtes subjectives Element. Niemand ist im stande, die volle Wirklichkeit zu geben und in jedem Falle das Verhältnis der wirkenden Factoren genau zum Ausdruck zu bringen. Im vorliegenden Falle handelt es sich zudem vielfach erst um Hypothesen, die mehr oder minder grosse Wahrscheinlichkeit für sich haben, aber noch nicht Gewissheiten sind. So hat Engels selbst in der vierten Auflage dieses Buches manche Sätze der ersten Auflage richtig gestellt und würde auch bei späteren Auflagen von diesem Recht der Correctur, wo es ihm nötig erschienen wäre, Gebrauch gemacht haben. Das Buch ist kein Katechismus, sondern ein Versuch, die Kräfte und Umstände vorzuführen, unter denen sich die drei bedeutendsten rechtlichen Institute der civilisierten Gesellschaft ausgebildet und ihre uns bekannten Formen erhalten haben: Eigentum, Familie, Staat. Wenn es hier und da in der Abschätzung des Einflusses einzelner dieser Kräfte bei bestimmten Entwicklungen fehlgreift, so löst es dafür mit um so grösseren Geschick die Aufgabe, ein lebhaftes, anschauliches Bild des ganzen Zusammenwirkens zu geben. Sowohl das stille Werk der ökonomischen Factoren, die fast unbemerkt die Grundlagen bestehender Gesellschaften oder Gesellschaftseinrichtungen untergraben und dadurch die Umgestaltung dieser selbst möglich und, je nachdem, nötig machen, sowie der Einfluss der subjectiven oder ideologischen Kräfte werden in glänzender Weise zur Anschauung gebracht. Engels besass, wie wenige, die Gabe, in kurzem Umriss viel zu geben, ohne je schwerfällig zu werden. Er ist immer klar und lebendig, Meister der Analyse und der Kunst, aus der Vielheit der Erscheinungen oder Kräfte stets die wichtigsten herauszugreifen. Dadurch wird sein Buch selbst den Ethnologen von Fach wertvoll, die leicht der Gefahr unterliegen, über Spécialuntersuchungen die grossen Zusammenhänge aus dem Gesicht zu verlieren. Für die Socialdemokratie aber hat es das grosse Verdienst, sie

mit den Ergebnissen einer Wissenschaft vertraut zu machen, der die Masse der Socialisten wenig Zeit hat widmen können, und die doch für das Verständnis des Wesens der Gesellschaft von grosser Bedeutung ist. In seinen Einzelheiten kann es corrigiert werden, aber als Leitfaden für die Erkenntnis der urchistorischen Probleme ist es unübertrefflich.

Die Reform unseres Krankenversicherungsgesetzes.

Von

Robert Schmidt.

(Berlin.)

Nachdem in der verflorenen Reichstagssession die Aenderungen des Invalidenversicherungsgesetzes durchgeführt sind, soll das dritte der Versicherungsgesetze gleichfalls einer Reform unterzogen werden, über deren Richtung Regierungsrat Dr. Hoffmann im Preussischen Verwaltungsblatt nähere Angaben macht.

Die Vorschläge enthalten, soweit sie gut und wirklich eine Reform im socialpolitisch fortgeschrittenen Sinne bezwecken, nichts Neues, es sind Vorschläge, die die socialdemokratische Fraction schon beim Inslebenrufen des Gesetzes einbrachte und fortgesetzt wiederholt hat. Das gilt von der Ausdehnung der Versicherungspflicht auf das Gesinde und die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter, von der Erhöhung der Unterstützungsdauer im Mindestmass auf 26 Wochen, der Steigerung der Leistung durch andere Berechnung der zu Grunde gelegten Arbeitslöhne, dem Wegfall einer Kürzung der Krankenunterstützung bei geschlechtlichen Krankheiten und der Centralisation der Cassen.

Gerade die zuletzt genannte Aenderung in der Organisation unserer Krankencassen ist die wichtigste, sie wäre von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn sie eine alle Cassen umfassende wäre. Das ist sie nun leider nicht. Herr Hoffmann empfiehlt nur einen Zusammenschluss der Ortskrankencassen, dem sich die Gemeindekrankenversicherung angliedern soll. Warum besonders die Innungs- und Betriebskrankencassen noch weiter bestehen sollen, warum die ersteren auch ihre berufliche Gliederung behalten sollen, ist aus der sonst sehr umfangreichen Begründung des Herrn Regierungsrats nicht recht ersichtlich; er ist augenscheinlich selbst in Verlegenheit, welche Gründe man dafür angeben könnte, und bemerkt nur an einer Stelle, dass die Unternehmer sich wohl kaum entschliessen würden, die von ihnen gegründeten Betriebscassen aufzugeben. Die Rücksichtnahme auf die Unternehmer zeichnet ja unsere Socialreform bisher immer aus, und es wäre nicht das erste Mal, dass die Regierung ihre bessere Einsicht den Wünschen des Unternehmertums unterordnete. Es ist klar, dass man den Handwerkerlexen zur Liebe die Innungscassen und der Grossindustrie zu Gefallen die Betriebskrankencassen bestehen lassen will. Jeder Kenner unseres Versicherungswesens weiss, dass die Ortskrankencassen die Träger des Krankenversicherungswesens sind, und dass eine Centralisation, bessere Vorbedingungen für einen Anschluss an die Invalidenversicherung schafft, die früher oder später doch eintreten wird.

So soll also eine der wichtigsten Reformen auf halbem Wege stecken, die Zerrissenheit in der Organisation der deutschen Krankencassen bestehen bleiben, nur weil sich einflussreiche Interessengruppen gegen die Vereinheitlichung sträuben. Der jetzige Zustand der Organisation der Krankencassen birgt eine ganze Reihe von Uebelständen in sich, die durch das Anwachsen der Innungscassen noch vermehrt werden. Fast jeder Arbeitswechsel bedeutet heute für den Arbeiter einen Wechsel seines Versicherungsverhältnisses. Ist er bei einem Innungsmeister beschäftigt, so gehört er der Innungscasse an; geht er zu einem Fabrikanten, der eine Betriebscasse errichtet hat, so hört sein Versicherungsverhältnis in der Innungscasse auf — denn er darf nicht zwei Zwangsversicherungscassen angehören — und er tritt in die Betriebscasse ein; aus der Betriebscasse tritt er aus, wenn er bei einem Arbeitgeber Beschäftigung nimmt, der weder der Innung angehört, noch eine Betriebscasse errichtet hat, er ist nunmehr in der Ortskrankencasse versicherungspflichtig. Durch die Einteilung der Cassen nach Berufen tritt gleichfalls unausgesetzt ein Fluctuieren der Mitglieder von der einen Casse in die andere ein, denn der Drechsler, der bei einem Tischlermeister arbeitet, muss der Ortskrankencasse der Tischler beitreten, arbeitet er aber in einem Drechslereibetrieb, so gehört er der Casse dieses Betriebes an. Für den Arbeiter erwachsen daraus die schwersten Nachteile, denn die Leistungen der Casse sind keine gleichmässigen; Cassen, die höhere Unterstützungen gewähren, machen die Erlangung derselben von dem Ablauf einer Carrenzeit abhängig. So kann ein Arbeiter jahrelang hohe Beiträge für eine Casse geleistet haben und ihm die Berechtigung einer hohen und langandauernden Unterstützung sicher sein, der Wechsel der Arbeitsstätte hebt alle Anrechte sofort auf, er genießt in der neuen Casse nur die Mindestleistung. Eine Reform, die das Wohl der Versicherten im Auge hätte, müsste diese Ungerechtigkeit beseitigen.

Während die angestrebte Centralisation der Krankencassen sich durch Halbheit und Unentschlossenheit auszeichnet, trägt ein zweiter sehr wichtiger Reformvorschlag den Stempel äusserst reactionären Geistes: er bezweckt die Einschränkung des Verwaltungsrechtes der Arbeiter. Bisher waren die Arbeiter entsprechend ihrer Beitragsleistung in der Generalversammlung und im Vorstand der Ortskrankencassen zu zwei Drittel als stimmberechtigte Mitglieder zugelassen. Es war nicht mehr wie billig, dass, nachdem in den Berufsgenossenschaften die Unternehmer, in den Invaliditätsanstalten die Unternehmer und vom Staat oder der Gemeinde gestellte Beamte bestimmend in die Verwaltung eingriffen, die Arbeiter in den Krankencassen das Uebergewicht erhielten. Hiergegen ist nun in den letzten Jahren von der Unternehmerpresse unausgesetzt mit Verdächtigungen aller Art der Kampf geführt worden, und es muss dabei leider erwähnt werden, dass auch die Aerzte Angriffe gehässigster Art gegen die „socialdemokratische Verwaltung“ gerichtet haben. Wenn die Herren Aerzte geglaubt haben, mit ihrem Vorgehen die gesetzliche Einführung der freien Arztwahl und höhere Honorarleistung herbeizuführen, so erscheint es sehr fraglich, ob sie ihren Zweck erreichen, denn sie haben in den Unternehmern und auch in den Behörden weit grossere Feinde ihrer Bestrebungen, als in den socialistisch gesinnten Arbeitern.

Dabei kann den Herren Aerzten nicht der Vorwurf erspart bleiben, dass ihre Wortführer in der bürgerlichen Presse mit den schmutzigsten Mitteln gegen die Arbeiter gekämpft und ein durchaus verzerrtes Bild von den Bestrebungen der Cassenverwaltungen gegeben haben.

Jetzt verdichtet sich also diese ganze Agitation zu dem Vorschlag, die Vertretung der Arbeiter und Unternehmer in den Ortskrankencassen gleichmässig zu gestalten und den Vorsitzenden von der Gemeindeverwaltung bestimmen zu lassen. Damit wäre die Selbstverwaltung der Cassen gebrochen.

Mit welchem Recht will man den Arbeitern das bisher innegehabte Recht der Selbstverwaltung in den Ortskrankencassen rauben? Es ist offensichtlich, dass politischer Hass und Fanatismus das Urteil massgebender Kreise trübt. Man will — und hier haben sich die Berliner Neuesten Nachrichten und die Post viel offener ausgesprochen, als Herr Dr. Hoffmann — socialdemokratischen Arbeitern nicht die Verwaltung eines grossen Versicherungszweiges überlassen. Die Frage lautet nicht: Sind die Arbeiter befähigt, die Casse zu leiten? Einzig die politische Parteistellung der Arbeiterschaft entscheidet.

Man behauptet, die Verwaltung der Casse werde socialdemokratischen Agitatoren ausgeliefert, und gegenwärtig hat der preussische Handelsminister an alle Gemeinderäte, Polizeiverwaltungen, Landräte und Regierungspräsidenten ein Circular verschickt, das unter anderem auch diese Frage beantwortet wissen will. Auf die Antwort braucht man nicht gespannt sein, die Beamten, die hier gefragt werden, sehen in jedem Mitglied eines socialdemokratischen Vereins, in jedem gewerkschaftlich organisierten Arbeiter einen socialdemokratischen Agitator. Dass aber solche Leute in den Cassen angestellt sind, ist bekannt, nur ist es üble Verleumdung, wenn behauptet wird, dass die Krankencassen socialdemokratischer Agitation dienen. Die Verwaltungsarbeit hat mit der socialdemokratischen Partei gar nichts zu thun. Die Aufsichtsbehörde hätte jeder Zeit das Recht, hier einzugreifen, wenn Ungehörigkeiten vorkommen. Mir ist nur ein Fall bekannt, wo die Aufsichtsbehörde eingriff, das war im Jahre 1897 gelegentlich eines Streites der Remscheider Ortskrankencasse mit ihren Aerzten. Hier nahm der Regierungspräsident von Rheinbaben, der jetzige preussische Minister des Innern, sehr einseitig für die freie Arztwahl Partei und förderte die Gründung der Betriebskrankencassen zum Schaden der in Remscheid bestehenden Ortskrankencasse. Die Arbeiter wandten sich gegen die Gründung der Betriebscassen und stellten schliesslich die Arbeit ein, um in ihrem alten Versicherungsverhältnis zu beharren. Sie verlangten, dass die Unternehmer von der Gründung der Betriebscassen Abstand nehmen sollten. In diesem Strike wurden von der Ortskrankencasse Sammel Listen ausgelegt, was die Aufsichtsbehörde sofort untersagte. Als eine politische Thätigkeit wird dieses Verhalten der Casse niemand ansehen können, denn der grosse Abgang von Mitgliedern in die Betriebscassen konnte die Lebensfähigkeit der Ortskrankencasse gefährden, sie handelten also im eigenen Interesse. Die Aufsichtsbehörde kann ferner die Casse in Zwangsverwaltung übernehmen, wenn sich bei den regelmässig von ihr ausgeübten Revisionen die Verwaltung als unfähig zur Führung der Geschäfte erweist. Von diesem

Recht ist ganz vereinzelt Gebrauch gemacht. Dabei weist Berlin mit seinen 56 Ortskrankencassen, die wohl vornehmlich von Beamten verwaltet werden, die der socialdemokratischen Partei angehören, einen ganz vorzüglichen Stand auf. Im Jahre 1898 wurde die im Gesetz vorgeschriebene Mindestleistung einer 13wöchentlichen Unterstützungsdauer von 14 Cassen mit 93462 Mitgliedern gewährt, während 42 Cassen mit 261041 Mitgliedern über diese Leistung hinausgingen und allein 23 Cassen mit 111589 Mitgliedern eine 52wöchentliche Unterstützung boten. Die Leistungsfähigkeit der Berliner Ortskrankencassen steht weit über dem Durchschnitt der Leistungen, die die Krankencassen im ganzen Reich aufzuweisen haben. Solche Resultate können nicht von einer Verwaltung erreicht werden, die ihre Aufgabe zu erfüllen unfähig wäre. Wer die Dinge aus eigenen Anschauungen kannte, weiss, welche erfreuliche Aenderungen in unseren Cassen seit den letzten 10 bis 15 Jahren eingeführt sind. Die Arztfrage ist heute weit besser geregelt, als je zuvor. Den Kranken werden neben Medicamenten nicht selten Milch, Malzextract und andere Nährpräparate gewährt. Das sind Leistungen, die die Casse freiwillig gewährt, sie bilden einen nicht zu unterschätzenden Vorzug gegenüber dem frühern Zustand und kommen in den trockenen Zahlenvergleichen nicht zum Ausdruck. Das Drängen, die Behandlung Lungenkranker in Luftcurorten der Invalidität zu überweisen, ist von den Ortskrankencassen ausgegangen, die unter „socialdemokratischer Verwaltung“ standen, und die mit dieser Art der Behandlung die finanzielle Inanspruchnahme der Cassen bedeutend steigerten.

Wenn nun unter Ausserachtlassung dieser Umstände Herr Dr. Hoffmann den Nachweis führt, dass im Durchschnitt die Betriebscassen höhere Leistungen aufweisen, so vergisst er dabei, die für diese Cassen besonders günstigen Umstände anzuführen. Die Betriebscassen halten sich mit siechen Mitgliedern nicht lange auf. Ist ein Arbeiter wiederholt krank oder nicht mehr leistungsfähig, dann wird er aus der Fabrik entlassen und er scheidet aus der Fabrikskrankencasse aus, um in kleineren Betrieben bald hier bald dort Beschäftigung suchend der Orts- oder Innungskrankencasse zur Last zu fallen. Gerade die gesundheitsschädlichsten Betriebe werfen so Hunderte von Arbeitern aus ihrem Versicherungsverhältnis, um sie andern Cassen aufzuhalsen. Auch ein Beweis mehr, wie notwendig die Centralisation aller Cassen ist.

Es fehlt also jeder stichhaltige Grund, die Arbeiter in ihrem Verwaltungsrecht zu beengen. In der Abwehr dieses Attentates auf die Rechte der Arbeiter weiss sich daher auch die gesamte Arbeiterschaft eins, denn nicht nur die socialdemokratischen Arbeiter haben gegen diese Reform protestiert, auch die christlichen Arbeiter fordern einmütig die Beibehaltung des jetzigen Zustandes.

Die Partei hat unter den Cassenbeamten sehr wenig thätige Agitatoren. Das soll kein Vorwurf für die Parteifreunde sein, die diese Stellungen einnehmen, sondern nur ein Beweis dafür, dass es den Beamten sehr oft an Zeit gebricht: sie gehen in ihrem neuen Beruf vollkommen auf. Auch sind die Beamten weit mehr der Gewerkschaft, als der Partei entnommen. Aber es ist ein ganz albernés Gerede, wenn behauptet wird, die Partei und Gewerkschaft habe einen Stamm eifriger Agitatoren in den Krankencassen.

Wo man eine Arbeitervertretung heute einführt, da müssen sich die herrschenden Kreise damit abfinden, dass socialdemokratische Arbeiter vom Wahlrecht Gebrauch machen. Sie folgen dabei nur dem Beispiel der Unternehmer, die in ihre Berufsgenossenschaft nie einen Socialdemokraten wählen würden, denen schon ein Rösicke zu arbeiterfreundliche Anschauungen hatte; ebenso werden natürlich auch die Arbeiter keinen konservativen Heisspohn oder gemassregelten Landrat zu ihrem Vertreter wählen, sie wählen einen Mann, der ihre Interessen vertritt. Dagegen wäre ich geneigt, mich für eine Aenderung des Wahlsystems, und zwar für das Proportionalwahlrecht, zu erklären, damit auch die christlichen Arbeiter oder die sonstigen Strömungen in der Arbeiterwelt ihre Vertretung finden. Die Ortskrankencasse in Frankfurt a. M. hat in dieser Richtung, wenn ich nicht irre, den ersten Versuch angestellt, und, wie es in dem Bericht in der Frankfurter Volksstimme hiess, gute Erfahrungen damit gemacht. Es entspricht wohl unserer sonstigen politischen Auffassung, wenn wir auch die Minorität zu Wort kommen lassen.

Die übrigen von Herrn Dr. Hoffmann berührten Reformen sind von keiner so weittragenden Bedeutung; unerklärlich erscheint mir nur, weshalb die Casse nicht auch über 26 Wochen ihre Mitglieder unterstützen soll. Der Trost, dass die Invalidenversicherung eingreift, ist sehr gering, da sie die Unterstützung der Krankencasse nicht ersetzt.

Schliesslich sollen auch die Hilfscassen den Gnadestoss erhalten. Ich stehe nicht an, zu erklären, dass, wenn die Centralisation aller Cassen durchgeführt werden würde, auch die Hilfscassen damit fallen müssten; sie könnten wohl weiter als Zuschusscassen bestehen, aber nicht mehr die Rechte des § 75 des Krankenversicherungsgesetzes geniessen. Bei der Reform des Herrn Dr. Hoffmann fehlt aber jeder berechtigte Grund, um den Cassen dieses Recht zu nehmen; durch die letzte Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes ist ihnen so schon das Leben erschwert, und viele Arbeiter halten mit Recht die Mitgliedschaft in dieser Casse nur aufrecht, um dem Wirrwar der Zwangscassen zu entgehen.

Die wichtigsten Reformvorschläge des Herrn Hoffmann können in der Arbeiterschaft nur eine entschiedene Absage erhalten. Das ist sicher: Sollte die Reform der Krankenversicherung in dem von dem Regierungsvertreter dargelegten Sinne erledigt werden, dann wäre einer der reactionärsten Streiche geglückt, die das Scharfmachertum gegen die Versicherungsgesetzgebung und gegen die organisierte Arbeiterschaft im allgemeinen ersonnen hat.

Aus oberschlesischen Lohnzetteln.

Von

August Winter.

(Beuthen.)

Die folgenden Zeilen betreffen zwar nur die Verhältnisse einer Person, eines oberschlesischen Bergmannes; diese Verhältnisse sind indes so typisch, dass sie ruhig für die von Zehntausenden oberschlesischer Bergleute gelten können; deshalb möge man ihre Veröffentlichung für berechtigt halten.

Schon seit 1897 kannte ich den Häuer K. aus Z. Er schien ein Sechziger zu sein, war aber erst 53 Jahre alt. Noch bis in die Mitte des Jahres 1898 arbeitete er auf der K.-L.-Grube als Häuer; da wurde er plötzlich entlassen, zum Teil deshalb, weil es mit seinen Leistungen zurückging, zum Teil vielleicht deshalb, weil er bei der damaligen Reichstagswahl nicht so gewählt hatte, wie es gewisse Leute gewünscht und befohlen hatten. Ein „guter Freund“ hatte ihn in der Hoffnung auf ein Trinkgeld oder einen guten Posten verraten.

K. war übel dran. Es war in den ersten Tagen nach der Einrichtung des Rechtsschutzbureaus in B., als er mich aufsuchte, um sich zu erkundigen, was er thun müsse, um zu „seinem Rechte“ zu kommen. Damals brachte er mir das Bündel Lohnzettel mit, das mir heute vorliegt und dessen Inhalt die statistische Wiedergabe eines typischen oberschlesischen Bergmannslebens ist.

Wie fast jeder andere oberschlesische Bergmann hatte auch K. zuerst nicht daran glauben wollen, dass ihn die Grubenverwaltung entlassen könne, wenn er sich nichts habe zu schulden kommen lassen. Noch heute herrscht auf den Gruben Oberschlesiens der Glaube, dass, wenn jemand eine Reihe von Jahren bei einer „Herrschaft“ gearbeitet habe, er ein Recht auf Arbeit besitze, das er nur durch grobe Fehler verlieren könne. Eine oberschlesische Bergarbeiterorganisation propagiert noch jetzt eine Art Recht auf Arbeit; sie verlangt, dass Bergleute, die zehn Jahre bei einer Verwaltung gearbeitet haben, nur unter gewissen Bedingungen entlassen werden können. Diese Auffassung stammt aus der in Oberschlesien noch nicht alten Robotzeit, in der die Arbeiter zwar für die Herrschaft frohnden mussten, diese aber auch zu einem gewissen Schutz der unterthänigen Arbeiter verpflichtet war. Aus dieser Zeit stammen ja auch die Ausdrücke Herrschaft und herrschaftliche Schichten.

An die Entlassung hatte K. doch schliesslich glauben müssen, nachdem seine Wiederanlegung trotz Bergrat und Oberbergamt, die er um Hilfe gebeten, immer wieder abgelehnt worden war. Aber seine Arbeitspapiere hatte er noch nicht abgeholt, er betrachtete sich im Grunde noch immer als Arbeiter der K.-L.-Grube.

Jetzt dachte er an seine auf der Grube durch mehr als dreissigjährige Arbeit verlorene Gesundheit, an seine Knappschaftsbeiträge, an die Beiträge für die Invalidenversicherung und an seine Ansprüche auf Rente. K. gehörte zu den intelligenteren der alten Bergleute; gar mancher weiss heute noch nicht, was für Rechte er sich durch die verschiedenen Beitragsleistungen erwirbt.

K. hatte sich im Laufe der 14 Jahre, für die er die Lohnzettel noch besass, rund 500 Mk. an Knappschaftsbeiträgen vom Lohne abziehen lassen, ungefähr wohl ebenso viel in den 20 Jahren vorher, in denen er auch Bergmann gewesen war. Für die Invalidenversicherung hätte er nur ungefähr 60 Mk. opfern müssen.

Und doch. Trotz der rund 1000 Mk., die K. von seinem kargen Lohne hatte hingeben müssen, sollte er nichts bekommen, keinen roten Heller. Auch das wollte er zunächst nicht glauben, und doch war es so. Er war nämlich nicht meist-, sondern nur minderberechtigtes Mitglied des Knappschaftsvereins und hatte als solches überhaupt keinen Anspruch auf Invalidengeld. Er hatte zwar monatlich 3,40 Mk. Knappschaftsbeitrag oder „Büchsengeld“ gezahlt, nur 20 Pfennige weniger, als die Meistberechtigten zahlten, die bei seinem Dienstalter von einigen dreissig Jahren einige dreissig Mark Invalidengeld erhielten, aber gegen den kalten Buchstaben des Knappschaftsstatuts war nichts zu machen, K. hatte seine Beiträge zur Knappschaftscasse ohne Nutzen für sich geopfert; sie kamen anderen oder der Verwaltung zu gute.

„Wo bleibt meine Gesundheit, wo bleibt mein Geld? Wenn man mir nichts giebt, will ich meine Gesundheit wieder haben oder wenigstens das teuer verdiente Geld, das man mir abgenommen hat!“ So raiſonnierte unſer Bergmann recht lange, ehe es gelang, ihm klar zu machen, daß die Knappſchaftscaſſe nichts von dem wieder herausgiebt, was ſie eingenommen hat. Und K. hatte ſogar durch drei Jahre den vollen Meißtberechtigtenbeitrag (3,60 Mk, monatlich) gezahlt, ihm war mithin ein Teil ſeines Verdienſtes direct genommen worden. Das knappſchaftliche Invalidengeld konnte K. alſo nicht erhalten. Er erhielt aber auch nicht einmal die Invalidenrente, da er noch nicht erwerbsunfähig „im Sinne“ des damaligen Invalidenverſicherungsgesetzes war. Er erhielt alſo gar nichts, weder Arbeit, noch Rente, noch zurückgezahlte Beiträge, noch ſeine Geſundheit. Im Winter 1898—99 ſtarb er bereits; ſeine letzte Schicht auf K.-L. war auch die letzte ſeines Lebens geweſen. —

Doch wo bleiben unſere Lohnzettel? Sie gingen, wie geſagt, bis ins Jahr 1884 zurück und reichen bis in die Mitte des Jahres 1898. Nur wenige von ihnen fehlten.

Lohnzettel ſind, wie der Name ſagt, Papierzettel oder Beute, die die Lohnabrechnung, bei den oberschleſiſchen Bergleuten die monatliche, auf vorgedruckten Formularen enthält, die ausgefüllt werden. Die Gedinge- (Accord-) und die Schicht- oder Tagelohnarbeiten ſind angegeben, und von den verdienten Löhnen werden die Knappſchafts- und Verſicherungsbeiträge, die Vorſchüſſe, die in der Mitte der vierwöchentlichen Lohnperiode gezahlt werden, Strafen, Steuern, Miete, Ackerpacht, Preis für „Altholz“, Grubenöl u. ſ. w. abgezogen. Die Löhnungen finden für jeden Monat jedesmal in der Mitte des folgenden Monats ſtatt, am Ende des abgelaufenen Monats werden nur Vorſchüſſe gezahlt.

Den Hauptinhalt der K.ſchen Lohnzettel enthält die beifolgende Tabelle¹⁾:

Jahr	Schichten- zahl	Brutto- Verdienſt Mk.	Abzüge Mk.	Netto- Verdienſt Mk.	Netto- Schicht- löhne Mk.	Gedingelöhne (brutto) Mk.	Herrſchaftl. Schichtlöhne (brutto) Mk.
1884	(224)	(425,60)	(51,60)	(374,00)	1,67	1,92—1,94	1,30—1,80
1885	?	593,59	37,66	555,93	?	1,96—3,51	1,50
1886	(236)	594,74	45,10	549,64	(2,33)	2,50—3,15	1,50
1887	248	735,85	53,44	682,41	2,75	2,68—3,57	2,00
1888	(276)	(788,90)	67,79	721,11	2,61	2,60—3,55	2,00
1889	(259)	(869,21)	(65,41)	(803,80)	(3,10)	3,05—4,21	2,00—2,50
1890	282	1296,33	77,09	1219,24	4,32	3,96—5,53	—
1891	293	1329,41	95,51	1233,90	4,21	3,88—5,82	2,50—2,60
1892	266	1147,57	85,76	1061,81	3,99	3,95—5,89	—
1893	(268)	(1249,36)	(76,06)	(1173,30)	(4,08)	4,02—5,14	—
1894	274	1237,54	81,82	1155,72	4,22	2,50—5,98	3,00
1895	269	1054,45	72,12	984,33	3,65	2,74—4,83	2,75—3,00
1896	273	928,56	71,93	856,63	3,14	2,19—4,55	2,50—2,80
1897	(279)	(928,93)	(73,31)	(855,62)	3,07	2,50—5,25	2,80
1898	(258)	(1063,40)	(76,20)	(987,20)	3,82	2,50—5,45	2,50—3,00

¹⁾ Die in (...) geſetzten Zahlen ergeben ſich nicht unmittelbar aus den Lohnzetteln, ſondern aus Berechnung. Bei ihnen iſt zu berücksichtigen, daß die Lohnzettel der betr. Jahre nicht vollſtändig oder mangelhaft ausgefüllt ſind. — Herrſchaftliche Schichten ſind ſchlecht gelohnte Tagelohnſchichten; auch dieſer Ausdruck ſtammt aus der Zeit, da die oberschleſiſchen Bergarbeiter zum Teil noch gutsunterthänig waren.

Diese Tabelle enthält viel Lehrreiches und Interessantes. Einiges davon sei im folgenden festgehalten.

So wird es noch wenig bekannt sein, dass vor dem grossen Strikejahr 1889 ein oberschlesischer Häuer, ein ausgebildeter Bergmann, noch immer unter 1000 Mk., 1884 noch nicht einmal 500 Mk. jährlich verdiente. K. war im Jahre 1884 bereits 40 Jahre alt, er war in der Blüte seiner Kraft und seiner Jahre und verdiente doch nur 1,30 bis 1,94 Mk. brutto pro Schicht, im Durchschnitt 1,62 Mk. netto. Schon heute, nur sechzehn Jahre später, können wir uns nicht mehr vorstellen, wie damals ein Arbeiter mit Familie bei solchen Löhnen leben konnte.

Aeusserst auffällig ist ferner der ganz gewaltige Sprung in der Lohn-erhöhung von 1889 auf 1890. In keiner Bergwerksgegend Deutschlands ist er so gross gewesen, er beträgt bei K. fast 40 %! Und wie wurde damals in Oberschlesien gearbeitet, als die armen Oberschlesier zum ersten Male dreistellige Zahlen auf ihren Lohnzetteln sahen! Fast keine Schicht im ganzen Jahre wurde versäumt. Die gemeine Lüge, dass der oberschlesische Arbeiter nur liederlich und faul werde, wenn sein Lohn steigt, diese Lüge, die gerade heute wieder gepredigt wird, sie ist schon seit 1890 glänzend widerlegt.

Die Löhne von 1890 hielten nicht an, sie gingen zurück und sind zum Teil heute noch nicht wieder eingeholt, wie durch andere statistische Angaben bewiesen werden kann.

Ueber welche Summe von harter Arbeit, der härtesten und gefährlichsten, die es giebt, berichtet die Lohnzetteltabelle! Allein in den 15 Jahren, die sie umfasst, hat K., und mit ihm Tausende und Zehntausende von Kameraden, ungefähr 4000 Schichten verfahren, ca. 10 000, wenn wir die früheren 20 Bergmannsjahre K.s. hinzurechnen. Und wie jämmerlich war sein Lohn! Gerade im Bergbau verdienen Unternehmer und Unternehmergenossen fast zehnmal so viel in einem Jahre, als unser Arbeiter in den langen 15 Jahren (ca. 13 200 Mk. pro Schicht durchschnittlich 3,30 Mk.). In seinem ganzen Leben, in 35 Bergarbeiterjahren, hatte K. etwa 23 000 Mk. verdient, wenn wir die sicherlich zu günstige Annahme machen, dass er in den 20 Jahren vor 1884 jährlich 500 Mk. verdient hat.

Rund 1000 Mk. betragen in der Zeit von 1884 bis 1888 die Lohnabzüge, einen ganzen Jahreslohn; noch 1000 Mk. sind ihm von dieser Zeit abgezogen worden. Und in den ganzen 15 Jahren sind ihm nur zweimal Restbeträge von 1,00 Mk. und 1,50 Mk. abgezogen worden, denn K. war ein tüchtiger Arbeiter, der seine Schichten verfuhr und nach Kräften arbeitete.

Und K. war noch dazu bis zum letzten Jahre ein glücklicher Arbeiter, der nie krank war und nie einen Unfall erlitt, während doch sonst mindestens jeder zehnte Mann der Belegschaft im Durchschnitt jährlich einen Unfall erleidet oder, anders ausgedrückt, jeder Arbeiter in durchschnittlich zehn Jahren einen Unfall davonträgt.

K. hinterliess bei seinem Tode eine Witwe mit fünf Kindern, von denen erst zwei über 15 Jahre alt waren. Auch das ist ja typisch bei oberschlesischen Arbeiterfamilien, dass sie kinderreich sind. Für die Hinterbliebenen gab es, da K. nicht meistberechtigt war, weder Witwen- noch Waisengeld! Sie mussten glücklich sein, wenn ihnen die Herrschaft der preussische Grubenfiscus oder die Gemeinde eine Unterstützung zuwies. Auch Witwen mit Kindern verweist

man noch heute in Oberschlesien auf die „lohnende“ Arbeit, wenn sie um Unterstützung bitten. K.s Witwe kommt noch jetzt nicht selten zu mir, wenn sie wieder einmal gar nicht mehr weiss, wie sie sich ihrer Not erwehren soll. K. ist auch darin glücklich gewesen, dass er zur richtigen Zeit starb. Hätte er länger gelebt, so hätte er das Elend seiner Familie nur vermehrt.

Glücklicherweise leiden die oberschlesischen Arbeiter in ihrem harten Dasein nicht umsonst: sie ernten den reichsten Lohn, den es giebt, den Himmel, den ja die Reichen, die schon hienieden Belohnten, nicht kennen.

Das oberschlesische Elend ist die reichlichste Quelle der oberschlesischen Frömmigkeit. Da diese erhalten werden soll, so darf auch jenes nicht schwinden; so denken gewisse Politiker.

Die sogenannte Krise innerhalb des Marxismus.

Von

Chajm Schitlowsky.

(Bern.)

Dass innerhalb des Marxismus eine Krise eingetreten ist, ist uns durch eine Unzahl von Publicationen in letzter Zeit, namentlich von bürgerlicher Seite, versichert worden. Man wird es daher auch einem Socialisten nicht verargen, wenn er diese Krise ein wenig zu analysieren versucht.

Wenn ich meinen Standpunct dem Marxismus gegenüber im allgemeinen charakterisieren müsste, so würde ich ihn wohl als den der „Kritik“ bezeichnen. Eine Kritik braucht aber nicht ausschliesslich Polemik zu sein. Sie kann auch eine auf Grund kritischer Analyse sich ergebende Apologie umfassen. Eine solche Apologie verdient meines Erachtens in erster Linie das marxistische Ideal: die letzten Ziele der socialistischen Bewegung.

Eine „ökonomische Gesellschaftsordnung, welche, zugleich mit der grösstmöglichen Entwicklung der gesellschaftlichen Productivkräfte, die höchstmögliche allseitige Entwicklung des Menschen gewähren soll“, wie Marx das letzte Ziel der socialistischen Bewegung in seinem Briefe, contra Michailowski formuliert, ist auch meines Erachtens nur in der Form collectivistischer, planmässig geleiteter Production möglich. Alle anderen, selbst socialistischen, Productionsformen, welche die Regelung der materiellen Production dem „freien Kräftespiel“ der Individuen und Gruppen überlassen, können nie das menschliche Individuum von der Sorge um die materiellen Existenzmittel befreien, sind nie im stande, die Menschen dahin zu bringen, ihre Bethätigungsziele auf anderen, als ökonomischen, auf höheren Culturgebieten zu suchen.

Für die absehbare Zukunft jedoch wird das rein collectivistische Princip dem Genossenschaftswesen Concessionen machen müssen, namentlich auf denjenigen Gebieten der Production, die nicht der Befriedigung der für die gegebene Culturstufe notwendig gewordenen Bedürfnisse gewidmet sind und deren staatlicher oder municipaler Betrieb mit kaum zu überwindenden technischen Schwierigkeiten verbunden ist. Für die Gebiete der Production dagegen, die auf die Hervorbringung der allernotwendigsten materiellen Güter (Nahrung, Kleidung, Wohnung) gerichtet sind, könnte schon in nächster Zukunft die collectivistische Staats- und Gemeindeproduction mit allgemeiner, für bestimmte Jahresgrenzen festgesetzter Arbeitspflicht gefordert werden. Die culturellen Vorbedingungen für diese collectivistische Wirtschaftsform liegen einmal in der Entwicklung der Productivkräfte, die es ermöglichen soll, durch, sagen wir, zehn Jahre obligatorischer Arbeit ein

Existenzminimum für das ganze Leben zu schaffen, und ferner in der allgemeinen Verbreitung der Ansicht, dass es sich lohnt, zehn Jahre, etwa vom 14. bis 24., dem Staate Frohdienste zu leisten, um die Möglichkeit zu gewinnen, im besten Jugendalter, im Vollbesitz seiner Kräfte sich demjenigen Berufe widmen zu können, für den man am meisten beanlagt ist. Ich glaube, dass die Verwirklichung dieser notwendigen Vorbedingungen nicht allzu lange auf sich warten lassen wird.

Allein sei dem, wie es wolle. Thatsache ist, dass die dem marxistischen Collectivismus zu Grunde liegende Lebensanschauung durch und durch individualistisch, culturfreundlich und idealistisch ist. Was die Sklavenwirtschaft für Athen war, soll die obligatorische allgemeine Arbeitspflicht in der collectivistischen Wirtschaft für die Menschheit der Zukunft sein: die Basis, auf der eine höhere, freie Cultur aufblüht, innerhalb welcher sich die Individuen in Wahrheit ausleben können.

Dieses höchste idealistische Ziel, das je ein Mensch den Menschen gestellt hat, glaubte Marx nicht anders wissenschaftlich begründen zu können, als durch eine materialistische Geschichtsphilosophie. Das ist der „dialektische“ Witz an der Sache. Nach dem Zusammenbruch der idealistischen Philosophie in Deutschland, nach dem Ueberhandnehmen der capitalistischen Productionsweise, nach der Entfesselung der Furien des ökonomischen Egoismus im Menschen, angesichts der Ohnmacht, die der utopistische Socialismus an den Tag legte, die Wirklichkeit seinen Idealen botmässig zu machen, stieg der „kritische Communismus“, wie Marx seine Lehre zuerst nannte, in die eiskalte Wirklichkeit herab, spottete mit dem Philister über den ohnmächtigen, träumerischen Ideologen, wies die geschichtliche Notwendigkeit der herrschenden Productionsform nach und zeigte, wie die triumphierende Bourgeoisie sich ihr eigenes Grab gräbt, wie ihre Ueberwindung in der Zukunft aus ihrer Berechtigung in der Gegenwart mit Notwendigkeit folge.

Der Marxismus ist das Feuer des Prometheus, von einer dicken eisigen Kruste umhüllt. Darin liegt nicht zum mindesten der Zauber, den er auf die Gemüther ausübt. Den einen lockt das durchschimmernde Feuer des Ideals, den anderen die eiskalte Kruste der Wissenschaft, die meisten werden durch die eigenartige Verbindung dieser beiden Elemente angezogen. Schwärzester Pessimismus in der Gegenwart, im Verein mit dem rosigsten Optimismus für die Zukunft, unbarmherzige Analyse der utopistischen Träume, verbunden mit wortkargen, zurückhaltenden, aber desto mächtiger wirkenden Aeusserungen über die Zukunft — diese entgegengesetzten Elemente verhalten sich im marxistischen System zu einander, wie Licht und Schatten auf einem Rembrandtschen Bilde.

Die Verbindung des idealistischen Zieles mit der materialistischen Geschichtsauffassung vermochte Marx nur vermittels der „auf die Füße gestellten“ Hegelschen Dialektik zu vollbringen. Allein einem Toten hilft es nicht, wenn man ihn auf die Füße stellt und durch äusserst geschicktes Galvanisieren zu einem Scheinleben erweckt. Die Hegelsche Dialektik ist tot. Früher oder später musste sie zusammenbrechen und die Haltbarkeit der Verbindung von materialistischer Grundlage und idealistischem Ueberbau in Frage stellen. Ein anderer Fehler Marx lag darin, dass er es unternahm, letzte Ziele gesellschaftlicher Entwicklung auf historiosophischem Wege zu begründen. So viele Versuche zu diesem Zwecke gemacht worden sind, so viele Male hat es sich gezeigt, dass der „natürliche Gang der Entwicklung“ samt seinem letzten „unabwendbaren Ziel“, welche der Forscher aus den Thatsachen herauszulesen wähnte, nichts anderes waren, als seine eigenen Ideale, die er in die an sich keineswegs eindeutigen Thatsachen hineinprojicierte. Das selbe Schicksal ereifte auch den Marxismus. Und da seine Ideale an die Hegelsche Dialektik eng gebunden waren und diese nicht mehr aufrechtzuerhalten war, so musste innerhalb des Marxismus selbst eine Richtung entstehen, welche weder collecti-

vistische letzte Ziele in der Geschichte erblicken, noch diese in der Praxis anerkennen konnte. Unglückseligerweise musste sich die folgende Alternative herausbilden Entweder das collectivistische Endziel und dann auch die ganze Marx-Hegelsche Dialektik mit allem, was drum und dran hängt, acceptieren, oder: fort mit der überlebten Metaphysik und dann aber auch: fort mit den an diese gehefteten Idealen! Das ist die eine Seite der marxistischen Krise, die theoretische, die meines Erachtens nur dann zu überwinden ist, wenn das letzte Ziel unabhängig gemacht wird von der veralteten Marx-Hegelschen Metaphysik. Seine Begründung müsste dabei nicht der Historiosophie, c. h. der Lehre von dem unabänderlichen Entwicklungsgange der Geschichte, sondern der Sociologie, d. h. der Lehre von den gesellschaftlichen Formen und ihrem Einflusse auf die Menschen, übertragen werden.

Die zweite noch wichtigere Seite der marxistischen Krise betrifft die marxistische Taktik. Ein Grundprincip beherrscht die gesamte marxistische Taktik, dort, wo sie rein auftritt und keine Concessionen an die „schlechte Wirklichkeit“ macht. Das ist das Princip der Dictatur des Proletariats.

Die marxistische Socialdemokratie will nicht die Vertreterin der Interessen der gesamten arbeitenden Classen, sondern nur die Partei des Proletariats sein, d. h. derjenigen Arbeiter, die nur durch den Verkauf ihrer Arbeitskraft leben können. Alle anderen Schichten der Arbeiterschaft, und namentlich die selbständigen, ohne Ausbeutung anderer lebenden kleinen Bauern, werden zu den „Mittelschichten“ gerechnet und kommen nur insofern in Betracht, als sie für das Proletariat immer mehr reif werden. Der selbständige, dem Capital nicht direct unterworfenen Arbeiter könne erst dann der Bourgeoisie das Grab bereiten, wenn er vorerst von dieser ökonomisch begraben sei. Hieraus folgt, dass die Bourgeoisie in dieser ihrer Totengräberarbeit nicht gestört werden darf. Alles, was die Entwicklung der Bourgeoisie und des Capitalismus hemmt, wird und soll aus dem Wege geräumt werden. In diesem taktischen Verhalten der Bourgeoisie gegenüber kommt die dialektische Logik des Marxismus mit ihrem ewigen Ja-Nein, Nein-Ja am klarsten zum Vorschein. Der Capitalismus ist der Feind, und er ist der Freund. Kampf gegen die Bourgeoisie, und zugleich Kampf gegen alles, was ihre Entwicklung hemmt. Denn damit die Dictatur des Proletariats einmal verwirklicht werden kann, muss eben die Bevölkerung durch die Bourgeoisie proletarisiert werden. Zur Begründung dieses Princip dient die „Verelendungstheorie“ in ihrer absoluten oder relativen Bedeutung.

Das dialektische Zwitterding von Kampf gegen die Bourgeoisie und Unterstützung derselben gründet sich noch auf zwei anderen Theorieen, die in der Bernstein-Debatte und auf dem Parteitage zu Hannover eine hervorragende Rolle spielten. Die Dictatur des Proletariats soll als „geschichtliche Notwendigkeit“ aufgefasst werden. Zu diesem Zweck muss gezeigt werden, dass die Bourgeoisie, auf eine gewisse Entwicklungsstufe angelangt, nicht mehr im stande sei, die „in ihrem Schosse“ entfalteten gesellschaftlichen Productivkräfte auszunützen. Denn da die Entwicklung der Productivkräfte der erste Beweggrund und der immanente Zweck alles gesellschaftlichen Daseins ist, so verliert die Bourgeoisie mit der Fähigkeit, sie zu beherrschen, auch die Berechtigung, fernerhin noch eine herrschende Classe zu sein. Ihre Productionform wird gesprengt. Das Proletariat übernimmt die herrschende Rolle und hebt eben dadurch alle Classenteilung innerhalb der Gesellschaft auf. Um aber diese herrschende Rolle übernehmen und die Ausnützung der Productivkräfte collectivistisch organisieren zu können, muss die Productionweise innerhalb der capitalistischen Gesellschaft selbst derart umgestaltet werden, dass die collectivistische Productionform nur gewissermassen als eine Formulierung der zur Herrschaft gelangten Productionweise erscheint. Zu diesem Zweck muss die capitalistische Production die

Form von Riesenindustriellen annehmen, welche die menschlichen Arbeitskräfte im grossen Massstabe vergesellschaftet und disciplinirt. Dieser Process ist es, der vorwiegend die „Concentrationstheorie“ beschäftigt, wie die „Krisentheorie“ es ist, welche den Kampf der Bourgeoisie mit den von ihr entfesselten Productivkräften darstellt.

Selbstverständlich arbeiten „Concentrationstheorie“, „Krisentheorie“ und „Verelendungstheorie“ einander in die Hände. Die thatsächlichen Erscheinungen, die diesen Theorien zu Grunde liegen, sind natürlich nicht dem blossen Hirn entsprungen, sondern vermittels des Hirns auf ein bestimmtes Princip hin zugespitzt: auf das Proletariat und seine unvermeidliche Dictatur.

Was soll nun das Proletariat thun, bis die Stunde seiner Dictatur geschlagen hat? Es soll sich zu dieser vorbereiten. Es soll sich politisch selbständig organisieren, es soll seine politische Macht stärken und überall diejenigen Prozesse fördern, welche die alte Gesellschaft zersetzen und seine eigene Zahl vermehren, bis der Moment da ist, wo es durch eine politische Revolution die sociale Revolution inaugurieren kann.

Das sind die Grundzüge der reinen, principientreuen marxistischen Taktik. Ihr Ergebnis war, dass — — die socialdemokratische Partei in eine „opportunistische“ und eine „radicale“ Richtung auseinanderzugehen drohte . . .

Der Opportunismus an sich ist eine Krankheitssymptom. Ueberall, wo er auftritt, bedeutet er, dass das organische Principiensystem der Partei nicht mehr im stande ist, die Einflüsse der äusseren Wirklichkeit normal zu assimilieren. Er bedeutet, dass der Organismus der Parteianschauungen nicht mehr in sein Lebensmilieu passt, dass dieses auf ihn entartend einwirkt. Eine Partei, in der der Opportunismus Platz greift, ist, wie ein Mann, der den moralischen Halt verloren hat. Sie rast von momentanem Erfolg zu momentanem Erfolg, sie lebt von Fall zu Fall. Nach einer Reihe von Erfolgen ist sie zu Grunde gerichtet. Eine lebensfähige Partei bemerkt die Symptome ihrer Krankheit sofort und reagirt darauf. Dies thut auch die Socialdemokratie.

Die ersten entscheidenden Ansätze zu einer solchen Regeneration der Parteiprincipien erblicke ich in den kritischen und positiven Ausführungen Bernsteins, dem ich das Verdienst beimesse, der Partei wirklich ein neues, wenn auch noch nicht nach allen Richtungen hin consequent durchdachtes Lebensprincip vorgeschlagen zu haben. Dieses Princip ist, meines Erachtens, weit davon entfernt, dem Opportunismus, dem Handeln nicht aus Principien, sondern aus Bequemlichkeitsrücksichten, Vorschub zu leisten, sondern es ist vielmehr dazu angethan, dasselbe ein für allemal zu überwinden. Der neue Gesichtspunct, den Bernstein in der Partei vertritt, lässt sich, glaube ich, folgendermassen formulieren: Die Partei muss aufhören, sich als Werkzeug in den Händen einer über den Menschen herrschenden geschichtlichen Entwicklung zu betrachten, sondern sie muss das zu wagen scheinen, was sie ist, d. h. eine profane Interessenpartei der gesamten Arbeiterklasse. Daher hat sie ihre Ziele und Wege nicht dem „natürlichen Entwicklungsgange der Geschichte“ abzulauschen, sondern diese einzig und allein nach den Interessen der Arbeiter zu bemessen. Bedauerlicherweise hat Bernstein mehrere Punkte noch nicht unzweideutig genug herausgearbeitet, und so bin ich nicht sicher, ob ich in der Explication dessen, was in dieser dem Geiste seiner letzten Schriften wohl ganz entsprechenden Formel liegt, ihm überall gerecht werde. Für mich bedeutet die neue Einsicht folgendes: Die socialdemokratische Partei ist eine profane Interessenpartei der Arbeiterklasse, d. h. sie hat die Interessen der Arbeiter in ihrem Kampfe für ein menschenwürdiges Dasein auf allen Gebieten zu vertreten. Das letzte collectivistische Ziel der Bewegung ist auch nur darum anzustreben, weil der Collectivismus die einzige sociologisch zulässige Gesellschaftsform ist, welche allen Arbeitern ohne Unterschied die Möglichkeit verschaffen kann, ein menschenwürdiges Dasein zu

erlangen. Zu diesem letzten Ziele kann man nur dadurch gelangen, dass alle Arbeiter eine derartige Culturstufe erreichen, wo der Socialismus für sie eine Notwendigkeit geworden sein wird. Eine Notwendigkeit nicht im Sinne der geschichtlichen Unentrinnbarkeit, sondern in dem der sociologischen und culturellen Unentbehrlichkeit. Der Weg zum Socialismus liegt also einzig und allein in der durch Selbsthilfe und Staatshilfe herbeigeführten Hebung der ökonomischen und culturellen Lage aller Schichten der Arbeiterschaft, in der Ueberwindung ihrer „verdammten Bedürfnislosigkeit“ für materielle und culturelle Güter und in der damit verbundenen Entfaltung des Gefühls der menschlichen Würde woraus der Socialismus als ein unüberwindbares Bedürfnis hervorgehen muss. Ich sage, das ist der einzige Weg, weil man auf angenehme Ueberraschungen seitens der Geschichte — wie sie diese in Form von glücklich verlaufenden socialen Revolutionen, deren Möglichkeit ja keineswegs ausgeschlossen ist, uns bereiten kann — im gewöhnlichen Calcul für die alltägliche Praxis keineswegs rechnen darf. Eine sociale Revolution ist in einem wahrhaft demokratischen Gemeinwesen entweder überflüssig, oder unnütz. Ueberflüssig, wenn die Gesamtheit oder die überwiegende Mehrheit des Volkes die als notwendig erkannte Umgestaltung der Gesellschaftsform herbeiführen will, denn sie kann diese auf rein legalem Wege vollziehen. Unnütz, wenn die überwiegende Mehrheit des Volkes dagegen ist, denn gegen den Willen des Volkes lässt sich in einem socialistischen Staate noch weniger regieren, als in einem modernen. (Ganz anders verhält es sich natürlich mit einer rein politischen, demokratischen Revolution. Auf deren Bedeutung kann aber hier nicht näher eingegangen werden.) Und so ist jeder Schritt vorwärts in der Hebung der ökonomischen und culturellen Lage der Arbeiter ein Stück Weg zum Socialismus.

Wir sehen also, dass bei dem „Eklektiker“ Bernstein, falls ich ihn richtig verstanden habe, sowohl die Ziele, wie auch die Wege und die Grundsätze der Taktik aus einem Gusse und sämtlich der von den Verhältnissen genötigten Praxis vollständig conform sind. Diese Praxis ist dagegen im grellsten Widerspruche mit den von der Partei immer noch hochgehaltenen marxistischen Grundsätzen. Die Grundsätze verlangen z. B., dass nur das Proletariat, diese von der Geschichte erkorene Classe, die Partei ausmache, die Praxis nötigt sie, auch alle anderen Arbeiterschichten mit in die Bewegung hineinzuziehen. Sie muss dem zufolge auch die Interessen dieser, der Proletarisierung sich entgegenstimmenden Arbeiter vertreten, obgleich die Grundsätze ein immer schnelleres Tempo der Proletarisierung verlangen. Hier, in diesem Verhalten der Partei den nicht proletarischen Arbeitern gegenüber, steckt ein Stückchen „Widerspruchslogik“, das nur ein Hegelianer verdauen kann. Hier, in diesem Widerspruche, sind auch die krankhaften Säfte gesammelt, die den wahren Opportunismus erzeugen, der es sich leistet, auch die ökonomischen Interessen des Kleinbürgers, des Handwerkermeisters, des Grossbauers zu den seinen zu machen, deren Lage wohl prekär ist, aber dessen ökonomischer Druck auf die Arbeiter eben deshalb noch unerträglicher ist, als der Druck des Grosstabrikanten und des Latifundienbesitzers. Das Princip musste eben durchbrochen werden, und da es durch kein anderes ersetzt wurde, so stellte sich die moralische Zerrüttung mit Notwendigkeit ein.

Die Praxis verlangt ferner, dass die Besserung der ökonomischen Lage in der Gegenwart die volle Kraft der Partei in Anspruch nehme; die Grundsätze des Marxismus aber können in dieser Besserung nur Flickwerk erblicken, da die Befreiung des Arbeiters nur als dialektische „Negation der Negation“ auf das Elend der Massen folgen könne.

Ich könnte noch mehrere Früchte der „Widerspruchslogik“ anführen, die aus dem Baum der marxistischen Theorie gereift sind. Allein schon aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, in welcher verzwickter Lage der Marxismus sich jetzt befindet, und in welcher Richtung der Ausweg liegen kann. Habe ich die Ausführungen Bernsteins richtig

verstanden, so ist nach ihm die „Gegenwartsarbeit“ kein notwendiges Uebel, kein Flickwerk, keine Concession an die Wirklichkeit, aber auch keine stückweise Verwirklichung des Socialismus, sondern erst der notwendige, dafür aber auch der einzig sichere Weg zum Socialismus. Von diesem Gesichtspuncte aus besehen, ergeben sich die Ziele und die Wege der socialistischen Bewegung, wie folgt: Der Collectivismus als das Ideal der anzustrebenden Gesellschaftsform, in der die menschlichen Interessen der Arbeiter — und alle Menschen sind dort Arbeiter — am vollkommensten befriedigt werden können. Die Stärkung der politischen Macht der Arbeiterclassen durch ihre politische Organisation, die Stärkung ihrer ökonomischen Macht durch Gewerkvereine und Genossenschaften, die Stärkung ihrer geistig-sittlichen Macht durch Arbeiterbildungsvereine, — als der sicherste Weg zur Erringung des Socialismus

Ich bin daher der Meinung, dass das Ideal der socialistischen Praxis in der Gegenwart derjenige Zustand wäre, wo jeder Arbeiter Mitglied der socialdemokratischen Partei, eines Gewerkvereines, einer Genossenschaft und eines Arbeiterbildungsvereins wäre. Und Ideale sind dazu da, damit man sie mit Anspannung aller Kräfte zu verwirklichen sucht.

Im Vorstehenden habe ich versucht, die sogenannte Krise innerhalb des Marxismus allgemein zu charakterisieren. In mehreren weiteren Artikeln will ich einige litterarische Erscheinungen besprechen und einige theoretische Fragen näher analysieren, die mit der auf socialistischer Seite angebahnten kritischen Revision des Marxismus zusammenhängen.

Neutralisierung der Gewerkschaften.

Von

Heinrich Ströbel.

(Berlin.)

Man hat die Discussion über unser Thema vielfach für vollständig überflüssig, für einen Streit um des Kaisers Bart erklärt. Nichts ist unserer Ansicht nach irriger, als diese Auffassung. Schon die Thatsache, dass fast jeder der bis jetzt an der Discussion Beteiligten in der Frage einen anderen Standpunct eingenommen hat, sollte die Notwendigkeit darthun, zu einer möglichen Klärung der Anschauungen zu gelangen. Wer freilich der Ansicht ist, dass man in einer so wichtigen Frage getrost jeden nach seiner eigenen Façon selig werden lassen könne, mit dem ist von vornherein jede Discussion ausgeschlossen. Es giebt freilich Genossen, die glauben, dass es sich bei der ganzen Frage nur um eine müßige Silbenstecherei, um einen Streit um Schlagworte, um die verschiedenartige Formulierung desselben Grundgedankens handle. Wie man sich indess nach den Ausführungen der Genossen von Elm und Kautsky in der Neuen Zeit noch einem derartigen Optimismus hingeben kann, ist uns einigermaßen räthselhaft. Es sind völlig gegensätzliche Anschauungen über die Frage der Neutralisierung vorhanden und von den genannten beiden Genossen mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit entwickelt worden, so dass es sich jetzt füglich nur noch darum handeln kann, ob man den Austrag der Streitfrage aus praktischen Gründen für opportun hält, oder nicht. Wir sind der Meinung, dass nichts schädlicher sein kann, als vorhandene Meinungsverschiedenheiten zu vertuschen; namentlich, wenn es sich um Fragen von einer derartigen Bedeutung handelt, wie im vorliegenden Falle.

Soweit wir die Discussion übersehen, stehen sich drei Auffassungen gegenüber. Die eine, repräsentiert durch den Genossen von Elm, vertritt den Standpunct nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach völlig neutraler Gewerkschaften. Aus den Gewerkschaften hat die Parteipolitik, in den Versammlungen sowohl wie in der Presse, völlig auszuscheiden. Dass das bisher nicht der Fall war, war ein Fehler und ein Hemmnis der Entwicklung der Gewerkschaften. Zwar werden sich die Gewerkschaften der Erörterung politischer Materien nicht völlig entziehen können, doch ist bei derartigen Erörterungen jedes Hervorheben parteipolitischer Gesichtspuncte, jede Empfehlung einer Partei zu vermeiden. An die Stelle der Propagierung der Socialdemokratie tritt die Entscheidung von Fall zu Fall, wie das bei den englischen Gewerkschaften Gepflogenheit ist. Elm gegenüber vertritt Kautsky die Ansicht, dass die Gewerkschaften sich nicht nur politisch, sondern auch parteipolitisch zu bethätigen haben. Da die Politik der Socialdemokratie die einzig correcte und von höheren Gesichtspuncten ausgehende proletarische Classenpolitik darstellt, können die Gewerkschaften, sofern sie den Boden dieser Classenpolitik nicht verlassen wollen, gar nicht umhin, socialdemokratische Politik zu treiben. Die Entscheidung vom Fall zu Fall ist unfruchtbar, schliesst eine klare Beurteilung politischer Fragen aus und vermag auf Abwege zu führen.

Diesen beiden in sich geschlossenen und consequenten Auffassungen steht eine dritte gegenüber, der in den Socialistischen Monatsheften die Genossen Legien und Wetzker Ausdruck gegeben haben. Nach Ansicht dieser Genossen ist der ganze Streit eigentlich mutwillig vom Zaune gebrochen. Die Gewerkschaften müssen einen neutralen, nichtparteipolitischen Charakter tragen — aber sie brauchen ihren Charakter darum nicht zu ändern, denn sie waren auch bisher schon im wesentlichen neutral. Die Neutralisierung birgt keinerlei irgendwie gartete Gefahren für die Partei und den Classenkampfcharakter des organisierten Proletariats in sich, denn die socialdemokratischen Mitglieder der Gewerkschaften sind derartig socialistisch imprägniert, dass ihren Anschauungen von einem Zusammenarbeiten mit andersgesinnten Gewerkschaftern keinerlei Gefahr droht; die letzteren aber werden durch ihre auf dem Gebiete des gewerkschaftlichen Kampfes Erfahrungen allmählich Socialdemokraten werden.

Wir wollen uns zunächst mit diesem Standpunct auseinandersetzen.

Legien bestreitet zunächst, dass es sich um die Lösung eines neuen Problems handle. Zum Beweis dafür bezieht er sich auf die relativ geringe Beteiligung der Gewerkschaftspressen selbst an der Discussion und frühere Aeusserungen und Beschlüsse führender Parteiblätter und Gewerkschaftsconferenzen, die er übrigens durch weitere historische Ausgrabungen leicht vermehren könnte. Dass es sich um kein neues Problem handelt, sei Legien auch mit Vergnügen zugegeben. Wohl aber handelt es sich um ein Problem, das erst jetzt brennend geworden ist. Die Entwicklung verschiedener Gewerkschaftsverbände, z. B. der Buchdrucker und Bergarbeiter, der Beifall, den der Neutralisierungsgedanke in weiten Kreisen der Gewerkschafter gefunden hat, und die consequente Auslegung, die demselben ein so angesehener Gewerkschafter, wie Genosse von Elm, gegeben hat, zeugen für unsere Behauptung. Hinzu kommt noch der Eifer der Demokraten, Nationalsocialen, gewisser Kathedersocialisten und eines Theils der christlichen Gewerkvereiner, die Gewerkschaften zur ernstlichen Realisierung des alten Neutralitätsprincips zu überreden. Denn wohigemerkt, nicht um ein

neues Princip, sondern um die consequente Befolgung eines alten, bisher aber nicht allzusehr beachteten Princip's handelt es sich. Früher, als die Gewerkschaften noch schwächer und ihre christlichen Concurrenten überhaupt noch nicht auf der Bildfläche erschienen waren, lag auch gar keine Ursache vor, es mit dem Princip der Neutralität allzu streng zu nehmen. Die Gewerkschaften hüteten sich, in die Schlingen des Vereinsgesetzes zu fallen, sie waren klug genug, Andersdenkenden nicht gleich den Hirsch-Dunckerschen den Zutritt zu verschliessen oder Neuaufgenommene durch zudringliche politische Proselytenmacherei vor den Kopf zu stossen. Im übrigen aber liessen sie in ihrer Presse und in ihren Versammlungen keinen Zweifel darüber, dass sie „auf dem Boden der modernen (socialistischen) Arbeiterbewegung“ ständen.

Welche Veränderung inzwischen eingetreten ist, haben wir genügend angedeutet. Man trägt sich mit der Hoffnung, eine Verschmelzung mit den christlichen Arbeiterorganisationen herbeiführen zu können, und zwar durch Hervorkehrung eines mehr und mehr neutralen Charakters. Wie consequente Neutralisten über diesen Charakter denken, hat Elm klipp und klar ausgesprochen. Allerdings ist die consequente Form der Neutralität, die Elm verherrlicht, erst das Endziel, zu dem erst ein Uebergangsstadium hinüberführen wird. Dies Uebergangsstadium sieht natürlich dem bisherigen Zustand, der älteren Auffassung der Neutralität ähnlicher, als das Elmsche Endziel, so dass Legien mit einem Schein von Recht fragen kann: Was wollt ihr denn eigentlich? Die Neutralität hatten wir doch bereits seit 1873 auf unsere Fahne geschrieben! Neutral sind wir immer gewesen. Wenn wir jetzt noch ein bisschen neutraler werden, was hat das gross zu bedeuten! Gewiss, wenn man Meinungs-differenzen der ernsthaftesten Art als kleine quantitative Unterschiede aufzufassen strebt, kann man Legien recht geben. Wir halten es freilich für besser, uns keinerlei Selbsttäuschungen hinzugeben.

Möglich, dass ein Teil derjenigen, die mit an der Neutralisierung der Gewerkschaften arbeiten, dieselbe aber als etwas ganz Harmloses darstellen, sich selbst nicht einmal klar darüber ist, wohin diese Neutralisierung der Gewerkschaften schliesslich führen kann und nach der Absicht der Klarschendsten der Neutralisten auch führen soll. Legien erklärt, die Frage: sollen die Gewerkschaften socialdemokratisch oder neutral sein? sei bereits durch den ein Jahrzehnt währenden Kampf zwischen localen und centralen Organisationen zu gunsten der Neutralität der Gewerkschaften ausgefochten worden. Das heisst denn doch die gegenwärtige Streitfrage völlig missverstehen. Es handelt, sich gar nicht darum — dass darüber auch nur ein Zweifel bestehen kann! — die Gewerkschaften zu socialdemokratischen Discutierclubs zu machen, ihren wirtschaftlichen Charakter zu gunsten des parteipolitischen zurückzudrängen, sondern es handelt sich lediglich darum, ob die Centralverbände, die sich bisher durch entsprechend ausgewählte Bibliotheken, durch Vorträge und durch ihre Presse die Pflege des socialistischen Geistes unter ihren Mitgliedern angelegen sein liessen, nunmehr im Sinne von Elm neutral werden und ganz den Charakter der englischen Gewerkschaften annehmen sollen. Dass diese Entwicklung sich nicht von heute auf morgen vollziehen wird, ist doch wahrhaftig kein Grund nicht über Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer derartigen Entwicklung zu discutieren. Wenn die Entwicklung sich erst im Elmschen Geiste vollzogen haben würde, käme alles Philosophieren zu spät.

Wollen wir uns über die Gefahren der Neutralisierung der Gewerkschaften völlig klar werden, so müssen wir uns nicht an die verschwommene Definition Legiens, sondern an die klare Interpretation Elms halten.

Legien meinte: neutral waren die Gewerkschaften ja auch jetzt schon, schon seit 1873. Elm aber denkt anders. Als der Verfasser dieser Zeilen in der Neuen Zeit postulierte, dass die Gewerkschaften unter Beibehaltung ihrer bisherigen Praxis zwar den socialistischen Geist pflegen, aber tactvoll vorgehen und sich vor jedem Terrorismus hüten müssten, erklärte von Elm kategorisch: „Entweder die Gewerkschaften sind socialdemokratisch, oder sie sind es nicht — jede Zwitterstellung kann denselben bei der Bevölkerung und in der Oeffentlichkeit nur schaden.“ Und ganz im Einklang mit dieser bestimmten Forderung verlangt von Elm denn auch, dass in gewerkschaftlichen Versammlungen und der Gewerkschaftspresse keinerlei Parteipolitik mehr getrieben werde. Es handelt sich also nicht um die bisherige, etwas weitherzig gedeutete Neutralität, sondern um die Durchführung einer ganz neuen Praxis für die deutschen Gewerkschaften.

Nun wird man uns freilich, genau wie das Elm gethan, einwerfen können, dass selbst eine derartige Neutralität der socialdemokratischen Partei keinen Abbruch zu thun vermöchte. Denn da die Socialdemokratie die einzige Partei sei, die mit Nachdruck die Forderungen der Arbeiterklasse verrete, müssten ihr bei den Wahlen logischerweise auch die Stimmen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter zufallen, auch ohne dass die Gewerkschaften und ihre Presse officiell für sie Partei ergriffen hätten. Die Gewerkschaften würden ihre Anschauungen in socialpolitischen Dingen in klaren bestimmten Thesen niederlegen und als eine Standarte auf ihren Congressen aufpflanzen. Die Partei, die für diese Thesen eintrete, werde auch die Stimmen der Gewerkschafter erhalten.

Diese Auffassung von Elms vermögen wir ebensowenig zu teilen, wie Genosse Kautsky, der sich in eingehenden, ausgezeichneten Ausführungen mit dem Elmschen Standpunct auseinandergesetzt hat.

Elm vergisst, dass ein einigermaßen weitschauendes Gewerkschaftsprogramm nur dann entworfen werden könnte, wenn die Gewerkschafter auf dem Boden einer Weltanschauung ständen. Kautsky erinnert an den Züricher Arbeiterschutzcongress von 1897 und die dort zutage getretenen Differenzen zwischen christlichen und socialdemokratischen Delegierten bezüglich der Kinderarbeit, des Normalarbeitstags und der Frauenarbeit. Wir wollen ferner darauf hinweisen, dass auf dem internationalen Textilarbeitercongress, der in diesen Tagen in Berlin stattfand, die Majorität der englischen Textilarbeiter eine die Abschaffung der Accordarbeit fordernde Resolution verwarf, nachdem sie sie mit den bekannten Argumenten der Unternehmer, die Beseitigung der Accordarbeit werde eine Verminderung des Fleisses und der manuellen Geschicklichkeit der Arbeiter zur Folge haben, bekämpft hatte. Auch der zünftlerische Geist, der noch immer in den englischen Gewerkschaften und selbst in einer deutschen Gewerkschaft, der der Buchdrucker, spukt, erklärt sich leicht durch die von neutralen Gewerkschaften getriebene und auch von Elm proclamierte „nackte Interessenpolitik“. Und wenn die Bergleute von Northumberland und Durnam gegen den Achtstundentag stimmen, weil sie selbst den siebenstündigen Arbeitstag errungen haben, nichtsdestoweniger aber die neben ihnen als Förderer beschäftigten Kinder zehn Stunden arbeiten lassen, so ist das auch nur ein Ausfluss

der „nackten Interessenpolitik“, die, um mit den schon erwähnten Delegierten der englischen Textilarbeiter zu sprechen, nur an die Erringung augenblicklicher Vorteile denkt, nicht aber daran, was vielleicht in hundert Jahren erreicht werden könne. Die Thesen, von denen von Elm spricht, werden also nur bescheidene Augenblicksforderungen sein, für die unter Umständen auch Mitglieder der bürgerlichen Parteien stimmen werden. Denn so reactionär auch die Gesamtpolitik sämtlicher Parteien sein mag, so wäre es doch eine durch nichts zu erweisende Annahme, dass die bürgerlichen Parteien Deutschlands nicht auch einmal so klug werden könnten, wie die Englands, um es statt mit der Peitsche mit dem Zuckerbrot zu versuchen. Man darf den Gegnern denn doch nicht immer das Dümme zutrauen und seine Taktik nicht geradezu auf die Borniertheit der Capitalistenklasse zuschneiden. Es fehlt also nichts, als ein Entgegenkommen der Bourgeoisie und die Erfüllung der deutschen Gewerkschaften mit englischem Geiste, um — englische Zustände herbeizuführen.

Nun hat man freilich unsere hypothetische Annahme, dass die socialistischen Mitglieder neutraler Gewerkschaften durch die Nichtsalsgewerkschafterei corumpiert werden können, als schwere Ehrenkränkung der socialdemokratischen Arbeiter mit beträchtlichem Aufwand sittlicher Entrüstung zurückgewiesen. Genosse Wetzker beispielsweise schrieb: „Wer von dem Eintritt der Mitglieder evangelischer Arbeitervereine in die bestehenden modernen Gewerkschaften eine Schädigung der modernen Arbeiterbewegung, eine Schädigung der socialdemokratischen Partei befürchtet, der muss die socialdemokratischen, gewerkschaftlich organisierten Arbeiter für geistige Trottel und Schwächlinge halten und die Mitglieder evangelischer Arbeitervereine für das geistig überlegene Element, das mit seinen evangelischen Ideen die socialdemokratische Weltanschauung glänzend in den Sand strecken wird“. Man könnte Mitleid mit sich selbst empfinden, solchen Unterstellungen ausgesetzt zu sein. Sofern es sich um einen Kampf der Anschauungen handelte, wären wir um den Ausgang des Kampfes nicht besorgt. Es handelt sich aber doch gerade darum, dass durch die neutralen Gewerkschaften der socialdemokratische Intellect geknebelt und dem praktischen Verstand der Nichtsalsgewerkschafterei überantwortet werden soll. Wer aus der praktischen Agitation weiss, welch unendlicher, unablässiger Anstrengungen es bedarf, um in der Masse der Arbeiter — und um diese, nicht um einzelne Ausnahmen handelt es sich — das parteipolitische Interesse wach zu erhalten, der wird uns auch zugäben, dass wir den neutralen Gewerkschaften (wobei wir stets an die wirklich neutralen Gewerkschaften Elms denken) den socialistischen Arbeitern die Gefahr droht, das politische A B C im Laufe der Zeit zu vergessen.

Wir warten schon auf die Entgegnung: Existiert denn nicht auch die politische Partei, die durch ihre Agitation für ständige Auffrischung des Gelernten und Gewinnung neuer Recruten sorgt? Die Partei benutzt drei Mittel, Agitation zu betreiben: ihre politische Organisation, die öffentlichen Versammlungen und die Presse. Die politische Organisation umfasst aber nur den kleineren Teil der Gewerkschafter, ebenso wie die socialdemokratische Presse nur einen Bruchteil der gewerkschaftlich Organisierten zu ihren Abonnenten zählt. Und selbst zu den Volksversammlungen findet sich erfahrungsgemäss meist nur ein gewisser Stamm treuer Genossen ein. Die Agitation der Partei findet ihre Grenzen in der Indifferenz breiter Arbeiterschichten. Bisher bildeten in wert-

voller Ergänzung der eigentlichen Propaganda der Partei die Gewerkschaften die Recrutenschule für die Partei, was in neutralen Gewerkschaften ausgeschlossen ist.

Genossen von Elm ist freilich selbst für den Fall, dass ihm die der Partei durch eine Neutralisierung der Gewerkschaften drohenden Schädigungen nachgewiesen würden, noch ein süsser Trost geblieben. In England, giebt er zu, hat die socialdemokratische Partei sich nicht entwickelt. „Aber fragen wir uns denn nun einmal: Ist denn die socialdemokratische Partei der Zweck unserer Bewegung, oder ist dieselbe auch nichts weiter, als ein Mittel zu höherem Zweck? Das Ziel ist nach unserer Meinung: Verwirklichung des Socialismus . . . Die Frage ist dann, wenn man Vergleiche anstellen will zwischen den verschiedenen Ländern: welche Machtstellung besitzt dort das Proletariat, inwieweit haben sich die wirtschaftlichen und politischen Institutionen des Landes der socialistischen Gesellschaftsorganisation schon gerähert? Die Antwort . . . dürfte dann entschieden zu gunsten Englands ausfallen.“

Hier haben wir das ebenso ehrliche, wie interessante Glaubensbekenntnis eines consequenten Neutralisten. Und wenn schlimmstenfalls auch die Partei Schaden nähme, wenn sich in socialer und politischer Hinsicht bei uns auch englische Zustände einbürgerten, böte uns nicht eine starke Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung mehr als hinlänglichen Ersatz für die Schwächung der socialdemokratischen Partei? Das ist ganz der typische Gedankengang der Anhänger einer einseitigen wirtschaftlichen Evolutionstheorie. Die früher hier und da vertretene Ueberschätzung des rein politischen Factors ist in eine mindestens ebenso gefährliche Ueberschätzung des wirtschaftlichen Factors umgeschlagen. Die Bernsteinschen Ideen sind hier auf fruchtbaren Boden gefallen. Auch in diesem Punkte hat Elm durch Kautsky eine glänzende Widerlegung gefunden. Kautsky verweist Elm darauf, dass er ganz übersehen habe, dass der Kampf der englischen Arbeiterklasse einen mindestens doppelt so langen Zeitraum umfasst, als der der deutschen Arbeiter, dass demgemäss die wirtschaftlichen Errungenschaften auch grössere sein müssten. Ja, eigentlich müsste die englische Arbeiterschaft in socialer und politischer Hinsicht, an den Erfolgen der deutschen Arbeiterbewegung gemessen, schon viel mehr erreicht haben, was auch geschehen wäre, wenn die Kraft der englischen Arbeiterklasse einheitlich und zielsicher durch eine Partei gleich der Socialdemokratie zusammengefasst gewesen wäre. Trotz aller Anerkennung für die Errungenschaften der Gewerkschaften weist Kautsky dann im einzelnen die sociale und politische Rückständigkeit Englands nach. Noch seien in England 2 Millionen Proletarier vom Wahlrecht ausgeschlossen, noch besitze man das corrupierend kostspielige Wahlverfahren, noch das allen Grundsätzen der Demokratie Hohn sprechende Oberhaus, das sich mehr als einmal als Hemmschuh jeder ernsthaften Reformpolitik bemerkbar gemacht habe. In der Beschränkung der Arbeitszeit erwachsener Arbeiter stehe England hinter der Schweiz, Oesterreich und Frankreich zurück, auch der Schutz der Kinder sei ein unzulänglicher. Dass Deutschland hinsichtlich der Arbeiterversicherung England um ein Beträchtliches voraus ist, hätte Kautsky noch hinzufügen können. Und dass England auch in manchen anderen Beziehungen keineswegs an der Spitze der Cultur marschiert, beweist sein trauriges Gefährniswesen. Die von Elm gerühmte Macht des englischen Proletariats ist also

leider nur eine latente gewesen. Sie wird erst dann entfesselt und höheren Culturzielen dienstbar gemacht werden können, wenn auch in England eine starke socialdemokratische Partei vorhanden sein wird. So lange England diese nicht besitzt, wird das in jeder Beziehung zur Erringung der grössten politischen Macht, zur socialistischen Vorkämpferschaft törmlich prädestinierte englische Proletariat zur Verwirklichung der socialistischen Ideale nur bitter wenig beitragen. Die materielle Hebung des Proletariats, die die englischen Gewerkschaften und Genossenschaften für einen grossen Procentsatz der englischen Arbeiterschaft durchgesetzt haben, ist zwar die Vorbedingung des socialistischen Classenkampfes, aber keineswegs dieser selbst. Unzweifelhaft wird auch das englische Proletariat noch für den Socialismus gewonnen werden; wäre dies jedoch nicht der Fall, begnügte sich die englische Arbeiteraristokratie mit der Position und der Weltanschauung des Kleinbürgers, die sie sich jetzt bereits zum Teil zu eigen gemacht, so könnte diese sociale Metamorphose dem Socialisten — als Theoretiker, für den es sich um die Realisierung des socialistischen Culturideals handelt, nicht als Philanthropen — vollständig gleichgiltig sein.

Elm vertritt in seiner Auffassung einen verstiegenen Geschichtsmaterialismus, dem wir trotz unserer geschichtsmaterialistischen „Orthodoxie“ nicht zu folgen vermögen. Die capitalistische Productionsweise hat als Classe das Proletariat geschaffen. Das Proletariat ist infolge seiner Classenlage befähigt, die Ideen des Classenkampfes — socialistischen Classenkampfes wäre eine Tautologie — in sich aufzunehmen, sobald es gelernt hat, die wirtschaftlichen Phänomene im Lichte der socialistischen Weltanschauung zu sehen, zu deuten. Diese Deutung drängt sich aber durchaus nicht jedem unter seiner Classenlage seufzenden Proletarier auf, sondern nur exceptionell veranlagten Köpfen. Ohne Marx und Engels wären wir schwerlich marxistische Socialdemokraten. Der sogenannte gewerkschaftliche Classenkampf — denn er ist nur ein Bestandteil des umfassenden socialistischen Classenkampfes — wird wohl, wenn er einen proletarischen Charakter trägt, unbedingt geschickte und energisch um Verbesserung ihrer augenblicklichen Lage kämpfende Gewerkschafter erziehen, aber keineswegs ohne weiteres Socialisten. Im Gegenteil, das Bestreben, im nackten persönlichen Interesse sobald als möglich kleiner Vorteile teilhaftig zu werden, vermag sowohl Zünftertum, aristokratische Exklusivität, als auch jenen Geist der grundsatzlosen Schacherpolitik gross zu züchten, der die parlamentarische Thätigkeit der Trades-Unionisten kennzeichnet. Dass die deutsche Gewerkschaftsbewegung bisher derartige Abwege vermieden hat, lag an dem innigen Zusammenhang zwischen Gewerkschaften und Socialdemokratie.

Nun sind wir allerdings aus den verschiedensten, an anderer Stelle bereits entwickelten Gründen der Ansicht, dass das Elmsche Neutralisierungsprogramm sich nicht verwirklichen lassen wird. Die Anschauungen der christlichen und der socialdemokratischen Arbeiter, möchten sie sich auch in den untergeordneten Fragen vielfach decken, würden bei den Fragen von principieller Bedeutung doch zu heftig aufeinanderplatzen. Auch widerspricht es der menschlichen Natur, sich sauber in zwei Hälften, eine gewerkschaftliche und eine parteipolitische, tranchieren zu lassen. Wenn wir aber auch überzeugt sind, dass die Elmsche neutralisierte Gewerkschaft für Deutschland eine Utopie ist, so halten wir es gleichwohl für eine schädliche Kraftvergeudung,

dass die Gewerkschaften sich abmühen, einem Ziel zuzustreben, das ihnen — glücklicherweise — ewig unerreichbar ist. Das lockende Heraushängen des Schildes der Neutralität wird den Gewerkschaften kaum allzuviel antisocialistische Arbeiter zuführen, es wird dagegen manchen socialistischen Arbeiter verstimmen und eine Entfremdung zwischen den Gewerkschaften und der Partei eintreten lassen, die beiden Organisationen gleich nachteilig sein wird. Selbstverständlich sind auch wir der Ansicht, dass der Socialismus schliesslich doch triumphieren wird, ob auch einzelne Teile der proletarischen Armee vorübergehend krumme Wege einschlagen werden. Indes, wozu den Marsch verlangsamten, der ohnehin das schwierigste Terrain zu überwinden hat!

Die socialdemokratische Partei ist gewiss nur das Mittel zur Verwirklichung der socialistischen Ziele. Aber sie ist die ideelle und organische Zusammenfassung aller Mittel, die uns den Zielen näher bringen können. Der socialdemokratischen Partei im umfassenderen, höheren Sinne gehören alle übrigen Mittel, Gewerkschaftsbewegung, Genossenschaftsbewegung, Bildungsbestrebungen aller Art ebensogut an, wie die politischen Vereine. Die Lösung jeder grösseren Aufgabe erheischt Arbeitsteilung. Diese Arbeitsteilung braucht keine Zersplitterung, sie kann vielmehr eine Potenzierung der Kraft bedeuten. Nur müssen dann allerdings alle Glieder einander in die Hände arbeiten. Sobald jedoch die Gewerkschaftsbewegung ihre Thätigkeit nicht mehr unter dem Gesichtspunct des gemeinsamen Arbeitens mit der Partei auffasst, wird sie ihr, wenn auch ungewollt, entgegenarbeiten. Der Trost des Genossen von Elm dass schlimmstenfalls die Gewerkschaftsbewegung ganz allein die Socialisierungsarbeit verrichten könne, muss aber auf diejenigen ohne allen Eindruck bleiben, die gleich uns der Ueberzeugung sind, dass die socialdemokratische Partei als Trägerin des Principis, das uns erst das Mass für alle Kleinarbeit liefert, als Sauerteig des proletarischen Classenkampfes die einzige Garantie für die Unausbleiblichkeit des Sieges des Socialismus bietet.

Neutralität oder Parteipolitik in den Gewerkschaften?

Von

Hugo Poëtzsch.

(Berlin.)

Die Frage, ob die Gewerkschaften Politik treiben sollen, oder nicht, ist nicht ohne weiteres mit ja oder nein zu beantworten; ehe man diese Frage in befriedigender Weise entscheiden kann, ist es notwendig, sich darüber klar zu werden: was heisst Politik, welche soll den Gewerkschaften gestattet, welche nicht erlaubt sein? Ferner ist zu erwägen, ob die Frage für alle Berufsarten, für alle Schichten der arbeitenden Classe in vollständig übereinstimmendem Sinne zur Entscheidung gebracht werden kann.

Ehe ich aber auf die oben gestellten Fragen eingehe, möchte ich zunächst einmal feststellen, welche Taktik die Gewerkvereine der verschiedensten Richtung in Beziehung zur Politik bisher befolgt haben.

Da sind zunächst die Hirsch-Dünckerschen Gewerkvereine, die noch heute jedem Neuentretenden den bekannten Revers vorlegen, durch dessen Unterschrift der Betreffende erklären muss, weder Mitglied noch Anhänger der Socialdemokratie zu sein. Versuche, eine Beseitigung dieser Statutvorschrift herbeizuführen, wie sie wiederholt, z. B. noch auf dem letzten am 30. Mai 1898 in Magdeburg abgehaltenen Verbandstage

gemacht wurden, haben bisher keinen Erfolg gehabt. Und noch ganz kürzlich bei Gelegenheit der Waldenburger Wahl haben die angeblich „unpolitischen“ Gewerkvereine in ihren Verbandsversammlungen Stellung zur bevorstehenden Wahl genommen, und zwar haben sie die Wahl des Bergdirectors Ritter empfohlen, des Candidaten der vereinigten arbeiterfeindlichen Parteien.

Die evangelischen und katholischen Arbeitervereine wurden von ihren geistlichen Inspiratoren lediglich zu dem Zwecke begründet, um ein Gegengewicht zu den „socialdemokratischen“ Gewerkschaften zu bilden. Als mit Hilfe des Socialistengesetzes auch die Gewerkschaften niedergeknüppelt waren, machte im Jahre 1880 die christlich-social Partei unter Stöcker und Wagner den Versuch, die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung in ihr Bett zu leiten. Herr Stöcker war damals noch persona grata, das Wort: „Christlich-social ist Unsinn“ war noch nicht geprägt, und so fanden die Bestrebungen in hohen Kreisen Anklang. Sollte neben der Peitsche des Ausnahmegesetzes ja auch das Zuckerbrot „berechtigter und loyaler Arbeiterfürsorge“ Anwendung finden! Wie kläglich diese Berliner Bewegung geendet, ist bekannt.

Nach den fast übereinstimmenden Statuten haben die evangelischen Arbeitervereine den Zweck, bei den Glaubensgenossen das „evangelische Bewusstsein“ zu fördern; Mitglieder, die das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben haben, werden ausgeschlossen. Der Gesamtverband beruht auf patriotischem Grunde und bezweckt den Kampf gegen die „Irrlehren der Socialdemokratie“. Die Richtung, die dem bekannten Pfarrer Weber aus Gladbach folgt, will den Kampf gegen die Socialdemokratie „bis aufs Messer“. Gewiss ein Mass religiöser und politischer Intoleranz, das kaum noch übertroffen werden kann und doch ist diese Fraction der Richtung Franken-Bochum (ein Fabrikant!) noch „zu social“. Naumann und Maurenbrecher, die eine weitere Gruppe vertreten, sind mit ihren Anträgen, welche auf eine Angliederung an die freien Gewerkschaften hinstreben, bisher nicht durchgedrungen. Sie stehen eben mit noch einigen anderen als ein paar Officiere allein ohne Massen und kommen daher nicht in Betracht.

Mehr Beachtung ist den katholischen und christlich-socialen, d. h. den interconfessionellen Gewerkvereinen zu schenken. Die katholischen Gewerkvereine sind fast ausnahmslos von den edlen Herren der Kirche oder doch durch deren Mithilfe begründet worden. Der erste und noch heute der bedeutendste ist der christliche Bergarbeiterverband, der im Jahre 1894 von dem katholischen Caplan Oberdörfer und dem evangelischen Lic. Weber aus der Taufe gehoben wurde. So lange das Socialistengesetz bestand, so lange die freien Gewerkschaften einen grossen Einfluss nicht erlangen konnten, denken auch die Herren vom Centrum nicht daran, solche zu gründen. Wenn und überall da, wo die Gewerkschaften Fuss fassen, fühlen die geistlichen Herren das Bedürfnis, die Arbeiter in Berufsvereinen zu organisieren. Noch kürzlich war der (alte) Bergarbeiterverband bestrebt, die äusserst elende Lage der Bergleute im Würmrevier zu verbessern; es wurden Zahlstellen des Verbandes gegründet, flugs trat das Centrum, das in jenen rückständigen Gegenden die unumschränkte Herrschaft ausübt, auf den Plan; die Bestrebungen des Verbandes wurden mit den schäbigsten Mitteln der Denunciation zu Fall gebracht und „christliche“ Berufsvereine gegründet.

Die geistlichen Gründer sicherten sich in den „Fachsectionen“, die anfangs nur als „innere Abteilungen“ der klericalen Verbände gedacht waren, auch einen grossen Einfluss. Immer wird nur gesprochen vom „geistlichen Präses“, von dessen Zustimmung alles abhängt; ihre Spitze ist gerichtet gegen die Socialdemokratie. Dem Statuten der christlich-socialen Gewerkvereine (interconfessionell), die sich namentlich auf die Textilindustrie Rheinlands erstrecken, wurde von den klericalen Gründern fast durchweg der Passus einverleibt, dass sich die Mitglieder „feierlich und öffentlich als Gegner der Umsturzparteien aller Art zu bekennen“ haben. Die Mitgliedschaft erlischt, wenn der Betreffende als „Genosse der Umsturzpartei“ erkannt wird. Sind so die christlichen Gewerkvereine durch ihre Gründung und Leitung als Schöpfungen der Centrumspartei gekennzeichnet und schon durch ihre statutengemässe antisocialistische Tendenz als politische Vereine charakterisiert, so haben sie auch sonst aus ihrem politischen Charakter kein Hehl gemacht.

1898, zu einer Zeit also, wo das Verbindungsverbot für politische Vereine noch bestand, stellte der Gesamtverband für die christlichen Gewerkvereine Leitsätze auf, die nichts weniger als unpolitisch sind und die doch in den Statuten der Vereine zum grossen Teil Verwendung fanden. Zwar heisst es z. B. im § 2: „Die Vereine sollen unpolitisch sein, d. h. sich keiner politischen Partei anschliessen,“ und: „die Erörterung parteipolitischer Fragen ist fern zu halten“; sodann heisst es aber weiter: „doch sind gesetzliche Reformen auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung anzustreben.“ Ferner wird als Aufgabe der christlichen Gewerkvereine hingestellt: Durchführung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und Förderung des weiteren Ausbaues der Arbeitergesetzgebung; ausserdem wird die Aufhebung aller die Coalitionsfreiheit beschränkenden Gesetze und gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine gefordert. Diese Ziele sollen u. a. erreicht werden durch Eingaben und Petitionen an Arbeitgeber, Regierungen, Behörden und Parlamente.

Durch diese Leitsätze ist erwiesen, dass die katholischen Gewerkvereine neben den gewerkschaftlichen sich auch die Aufgabe gestellt haben, auf die Gesetzgebung einzuwirken, d. h. also: sie treiben Politik. Aber nicht blos „Socialpolitik, Arbeiterpolitik“, sondern auch trotz entgegenstehender statutarischer Bestimmung treiben sie auch Parteipolitik, indem sie die Bekämpfung der Socialdemokratie als die vornehmste Aufgabe betrachten. Diese Feststellung ist für die weitere Erörterung der Neutralitätsfrage von der grössten Bedeutung; es ist festzuhalten, dass wir bei unsern Betrachtungen bisher völlig unpolitische wirtschaftliche Vereinigungen noch nicht gefunden haben.

Werfen wir einen Blick auf das Ausland. In England, dem Lande der mustergültigen Gewerkschaften, wird seitens der Trades-Unions Politik getrieben, mehr, als je eine deutsche Gewerkschaft treiben konnte, weil gehindert durch die Gesetzgebung, und zu treiben brauchte, weil in Deutschland eine reine proletarische Partei besteht, die diese Aufgaben übernommen hat. Man braucht nur den ersten besten Bericht über die Verhandlungen eines Trades-Unions-Congresses zur Hand zu nehmen, und man wird dies bestätigt finden. Das mir gerade zur Hand liegende Protokoll des Birminghamer Congresses 1897 weist aus, dass auf diesem Congress u. a. verhandelt wurde über: Anträge, betreffend die Abänderung des Truckgesetzes; betreffend die gesetzliche Festlegung des Achtstundentages in allen Berufen; betreffend die Reform des Wahlgesetzes; betreffend die Beseitigung bzw. gründliche Abänderung der Conspiracy Acte. Ferner standen zur Tagesordnung Anträge, durch die eine Verbesserung des gesetzlichen Arbeiterschutzes im Bergbau, Bäckereigewerbe u. anderen Industrien bezweckt wurden. Das Parlamentarische Comité berichtete über die ihm vom vorjährigen Congress überwiesenen Aufträge, die alle durchaus politischen Charakters sind und die Mitglieder des Comités in die Vorzimmer der verschiedensten Minister und der hervorragendsten Parlamentarier führten.¹⁾ Diese Politik des „Einpeitschens“ hat die englische Arbeiterschaft stets betrieben und auf diese Weise gewiss manches erreicht. Abgesehen aber davon, dass diese Art Politik sich für die deutschen Arbeiter der ganzen geschichtlichen Entwicklung und der parteipolitischen Constellation wegen von vornherein verbietet, haben sie eine solche Schwanzpolitik auch garnicht notwendig, da sie in der socialdemokratischen Partei die Vertreter ihrer eigenen Classe in den Parlamentssitzen haben, was ohne Zweifel dem englischen System vorzuziehen ist. Uebrigens ist zur Zeit in England eine Bewegung im Gange, die eine eigene Classenvertretung im Parlament anstrebt; diesen Bestrebungen haben sich socialdemokratisch gesinnte Gewerkschafter und die socialistischen Fractionen angeschlossen.

In Frankreich und in Belgien ist die Verschwisterung zwischen gewerkschaftlicher und politischer (socialdemokratischer) Bewegung eine vollständige. Die „Gruppen“

¹⁾ Der schriftliche Bericht, den die englische Delegation dem internationalen Textilarbeitercongress, der vom 15. bis 20. Juli d. J. in Berlin getagt, unterbreitet hat, legt ausschliesslich Rechnung über politische Actionen, die die Verbandsleitung im Laufe der Berichtsperiode unternommen hat. Im Gegensatz hierzu enthalten die continentalen Berichte rein gewerkschaftliche Angelegenheiten.

beider Richtungen erklären ihren Beitritt zur Arbeiterpartei und tagen auf gemeinsamen Congressen; politische und gewerkschaftliche Bethätigung fliessen untrennbar in einander. Aehnlich liegen die Dinge in Oesterreich. Ueber den Schweizer Versuch der Schaffung vollkommen unpolitischer Gewerkschaften lässt sich zur Zeit noch kein Urtheil fällen.

Indem ich nun zu den deutschen Verhältnissen zurückkehre, möchte ich Wiederholungen des in diesen Blättern schon Gesagten thunlichst vermeiden. Deshalb übergehe ich die ganze Entwicklungsgeschichte der modernen deutschen Gewerkschaftsbewegung.

Es sei nur kurz nochmals festgestellt, dass nach Fall des Socialistengesetzes in sehr weiten Kreisen der Gewerkschafter die Anschauung vorherrschte, dass die Gewerkschaften lediglich oder vornehmlich die „Recrutenschulen“ der socialdemokratischen Partei zu sein hätten. Der damals noch sehr starke Glaube an den nahen Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaftsordnung begünstigte natürlich diese falsche Einschätzung gewerkschaftlicher Aufgaben. Warum sich noch lange mühevoller Kleinarbeit hingeben, wenn es doch bald zum Krach kommen muss?

Seitdem sind wir nüchterner geworden, wir haben erkannt, dass der Bau der bürgerlichen Gesellschaft noch ein ziemlich fester ist, dass wir Zoll um Zoll, Schritt für Schritt an Terrain uns erkämpfen müssen. Die Gewerkschaften sind grösser und grösser geworden, und namentlich in den letzten Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs haben sie sich mehr und mehr den eigentlichen gewerkschaftlichen Aufgaben zugewandt. Je umfangreicher die Gewerkschaften werden, desto mehr sind sie gezwungen, wie übrigens auch die politische Partei, das Sectiererische, Exclusive abzustreifen, in die Breite zu gehen.

Die gewerkschaftliche Bewegung soll in erster Linie dazu dienen, die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter zu verbessern, ihre wirtschaftlichen Existenzbedingungen zu erhöhen. Nun ist die Verkürzung der Arbeitszeit eins der Hauptziele der Gewerkschaft. Bei der Discussion über diese wird es jedoch zweifellos zu Erörterungen politischer Natur kommen, denn die Arbeiter haben ein hohes Interesse daran, dass ihr Bestreben durch die Gesetzgebung unterstützt wird. Die halbe Stunde Arbeitszeitverkürzung, die sie durch gewerkschaftlichen Kampf, oft nach langem, heissem Ringen den Unternehmern abgetrotzt haben, wird ihnen bei eintretender schlechterer Geschäftsconjunctur womöglich wieder entrissen, das durch die Gesetzgebung Festgelegte verbleibt ihnen. Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter haben das grösste Interesse an der Gestaltung der Arbeiterschutzesetzgebung, der Arbeiterversicherungsgesetze, der Gestaltung der Gewerbeordnung, der Gewerbegerichte u. s. w. Ebenso wenig kann dem gewerkschaftlich organisierten Arbeiter gleichgültig sein, wie die allgemeinen demokratischen Forderungen beziehentlich des Coalitionsrechts, Versammlungsrechts, der Pressfreiheit zur Durchführung gelangt sind, ob sie verbesserungsfähig sind. Er braucht zur Erreichung auch der gewerkschaftlichen Ziele im engeren Sinne das freie Versammlungs- und Coalitionsrecht. Das ZuchtHausgesetz war gegen die Strikes, also eine rein gewerkschaftliche Bethätigung gerichtet, seine Bekämpfung durch die Gewerkschaften bestand und musste bestehen, auch wenn man von dem Umstand absieht, dass der Kampf im Verein mit der socialdemokratischen Partei geführt wurde, aus lauter politischen Handlungen, alle zu dem Zwecke unternommen, Reichstag und Regierung gegen den Entwurf zu beeinflussen.

Wenn man nun selbst annehmen wollte, dass diese Dinge immer nur den „Staatsbürger“, nicht den Gewerkschafter als solchen zu interessieren und zu beschäftigen brauchen, so giebt es andererseits eine ganze Reihe Gesetzesmaterien, die in der That nur einzelne Berufszweige angehen. So z. B. der Bauarbeiterschutz, die Baucontrole, die Berggesetzgebung, Seeunfallgesetzgebung u. s. w. Hier handelt es sich um Gesetze, an deren Durchführung selbst die socialdemokratischen Staatsbürger, die für das Allgemeinwohl ohne Zweifel das meiste Verständnis haben, je nach ihrer Berufszugehörigkeit ein graduell recht verschiedenes Interesse haben werden. Da zur Beurteilung derartiger Specialgesetze auch eine bestimmte Sachkenntnis gehört, wird man die Propaganda für Einführung derselben im wesentlichen auch den Fachleuten, der Gewerkschaft, überlassen müssen. Bei anderen Gesetzen liegen die Dinge wiederum so, dass ihre Einführung wohl dem allgemeinen Volkswohl dienen sollen, dass aber einzelne Berufe ihre Sonder-

wünsche dabei zu stellen haben, die nur sie kennen können. So geschah es z. B. beim Seuchengesetz. Im letzten Moment kamen die Rohrleger mit ihren ganz berechtigten Wünschen an, die begrifflicher Weise selbst von der socialdemokratischen Fraction nicht geltend gemacht worden waren.

Wenn nun mit der Neutralisierung gemeint sein sollte, dass in Zukunft die Erörterung all dieser Gegenstände aus den Versammlungen und der Presse der Gewerkschaften verschwinden sollen, so würde ich zu den entschiedensten Gegnern dieser Neutralität gehören. Dagegen können aus den Verhandlungen innerhalb der Gewerkschaften, meines Dafürhaltens ohne den geringsten Schaden für dieselben, die Fragen der hohen Politik verschwinden: Flotte, Militärwesen, Colonialpolitik, Schul- und Cultusfragen, Medicinalangelegenheiten u. s. w. werden im wesentlichen die Staatsbürger in ihrer Gesamtheit zu beschäftigen haben. Ferner wird es recht wohl angängig sein, die Erörterungen über die Frage der Gestaltung der zukünftigen Gesellschaft aus dem Spiel zu lassen, zur Kritik der gegenwärtigen Ordnung bieten die Gewerkschaftsfragen Gelegenheit genug. Etwas fraglicher kann die Sache wieder sein bei Zoll- und Handelsverträgen. Gewiss berühren diese in erster Linie die grossen Massen in ihrer Eigenschaft als Consumenten-einzelne Arbeiterkategorien können aber auch als Producenten ein ganz bestimmtes Interesse an der einen oder anderen Zollfrage haben, dass es für sie, d. h. für die betreffende Berufsorganisation, zur unabweisbaren Pflicht wird, Stellung dazu zu nehmen (z. B. Tabakarbeiter beim Tabakzoll).

Im Zusammenhange hiermit muss einer Reihe von Berufen gedacht werden, die, falls man die Aufgaben der Gewerkschaft einzig im Lohnkampf erblickt, freilich auf gewerkschaftlichem Gebiete recht wenig leisten und erreichen können. Ich habe da im Auge die Berufe der Bäcker, Schlächter, Kaufleute, Gastwirtsgehülfen etc., deren Arbeitsverhältnisse so schlechte sind, dass es ihnen nur äusserst schwer gelingt, kraftvolle Organisationen zu entwickeln. Diese Berufsarten sind so unterdrückt, dass sie sich allein nicht helfen können, die Gesetzgebung muss ihnen unter die Arme greifen, muss ihnen erst die nötige Ellbogenfreiheit schaffen. Sie müssen darum auch zunächst ihr Hauptaugenmerk darauf richten, durch rege Agitation die öffentliche Meinung und die gesetzgebenden Körperschaften zu beeinflussen. Das ist aber natürlich politische Agitation. Solche hat z. B. die kleine Organisation der Handlungsgehülfen meines Erachtens mit vollem Recht und mit gutem Erfolg eine Reihe von Jahren betrieben. Sollte eine derartige Organisation, wie der Genosse von Elm zu meinen scheint, gar keine Existenzberechtigung haben, nur, weil sie „gewerkschaftlich minderwertig“ ist, zunächst durch den gewerkschaftlichen Kampf nichts erreichen kann?

Das Gleiche gilt von den Berufen, in denen die Frau in hervorragender Masse thätig ist und hier wieder besonders diejenigen, wo die Heimarbeit vorherrschend ist. Sollen die Confectionsarbeiter und -arbeiterinnen, d. h. der organisierte, also fortgeschrittenere Teil derselben, unthätig die Hände in den Schooss legen, nur um das Princip der Neutralität zu wahren? Sollen sie nicht vielmehr kämpfen, um durch gesetzliche Massnahmen (Schutz der Frauen- und Kinderarbeit, Abschaffung, bezw. Einschränkung der Heimarbeit etc.) erst diejenigen Vorbedingungen zu schaffen, die zur Entfaltung nutzbringender gewerkschaftlicher Thätigkeit notwendig sind?

Damit glaube ich dargethan zu haben, dass die Frage der Neutralität eben nicht für alle Gewerkschaften gleich liegt, also auch nicht in gleichem Sinne entschieden werden kann.

Ohne weiteres einigen wird man sich über den Grundsatz, dass die Erörterung religiöser Fragen ganz und gar aus den Gewerkschaftsversammlungen fern zu bleiben hat. Die freien Gewerkschaften sind auch in dieser Beziehung schon weit toleranter, als etwa die christlichen. Wie der Neueintretende nicht auf sein politisches, so wird er auch nicht auf sein religiöses Bekenntnis hin gefragt. Immerhin kann nach dieser Richtung hin noch ein mehreres geschehen bezw. unterlassen werden. Es hat wahrhaftig keinen Zweck, sich in den Gewerkschaften über des Daseins letzte Gründe zu streiten. In den Gewerkschaften giebt es gewiss sehr intelligente Leute, aber zum Studium philosophischer Probleme fehlt ihnen die Zeit und auch die Vorbildung. Die katholischen „Arbeiterfreunde“

denuncieren ihren Gläubigen die freien Gewerkschaften als religionsfeindlich; diese Waffe ihnen zu entwinden dürfte den Gewerkschaften am allerleichtesten werden, denn die Fragen der Religion stehen mit den Bestrebungen wirtschaftlicher Vereinigungen in gar keinem Zusammenhang.

Es muss dies umso mehr geschehen, als sich neuerdings unter den katholischen Gewerkschaftern eine Strömung zu gunsten einer Annäherung an die freien Gewerkschaften bemerkbar macht. Zur grössten Ueberraschung der „arbeiterfreundlichen“ Capläne haben sich die intelligentesten Führer der katholischen Gewerksvereine auf dem zu Pfingsten in Frankfurt a. M. abgehaltenen Congress für eine zukünftige Verschmelzung mit den „socialdemokratischen“ Gewerkschaften ausgesprochen. Einige Aussprüche der Führer mögen hier Platz finden. Der Arbeitersecretär Giesberts sagt, nachdem er die Gründung der christlichen wegen der parteipolitischen und anti-christlichen Tendenzen der freien Gewerkschaften zu rechtfertigen gesucht: „Aber das Ziel unserer Bestrebungen bleibt die allgemeine neutrale Organisation. Jede Zersplitterung ist für den Arbeiter ein Unglück.“ Der bekannte Bergmann Brust ist der Meinung, man könne aus der Gewerkschaftsbewegung das Wort christlich ruhig streichen. „In die Organisation gehört weder die socialistische, noch die christliche Weltanschauung.“ Bärn-Frankfurt hält die christlichen Gewerkschaften für ein „Uebergangsstadium“.

Die geistlichen Drahtzieher können denn auch den Groll, den sie ob dieser einsichtsvollen Aeusserungen der Führer empfinden, kaum verbergen.

In den Spalten der Germania und der Kölnischen Volkszeitung kommt der Aerger der tolpatschigen Lohgerber, denen die Felle fortgeschwommen, drastisch zum Ausdruck. Der „Arbeiterfreund“ Pfarrer Driessen in Köln hat bereits die Consequenzen der Frankfurter Beschlüsse und Reden gezogen, er hat die Flinte ins Korn geworfen, Die Germania ist erschreckt über die „unchristliche“ Stimmung auf dem christlichen Congress, und die Kölnische Volkszeitung warnt davor, in dem Kampfe mit der Socialdemokratie die Eigentumsfrage allzu sehr zu betonen. „Wenn man gläubigen und königstreuen Arbeitern sagt: ihr müsst die socialdemokratischen Feinde des Altares und des Thrones bekämpfen — so wird das viel wirksamer sein, als wenn man nur hervorhebt, dass dieselben die Reichen „expropriieren“ wollten. Sie könnten sonst auch mit dem conservativen Staatsphilosophen Stahl sagen: Gegen dieses selbstsüchtige und profane Eigentum ist der Krieg des Socialismus nicht ohne Berechtigung.“

Das ist ein deutlicher Fingerzeig für die Gewerkschaftsführer: der Classenkampfcharakter der Gewerkschaften, selbst das Expropriationsprincip des Socialismus stösst die frommen katholischen Arbeiter weit weniger ab, als die antireligiösen Tendenzen, die seitens der Geistlichen den freien Gewerkschaften angedichtet werden; nehmen wir ihnen also die Möglichkeit, mit diesem Wauwau noch länger vor uns graulich zu machen, indem wir jeden nach seiner eigenen Façon selig werden lassen.

In Frankfurt hat man auch deutlich genug der Centripetalkraft die Gefolgschaft aufgesagt. Diejenigen, die von den christlichen Gewerkschaften erwartet haben, dass sie der übrigen Arbeiterschaft in ihrem Streben nach Besserung der Lage hindernd in den Weg treten, sind im Irrtum — so sagte Giesbarts-Gladbach. Das aber hatten die geistlichen Herren mit der Gründung besonderer christlicher Gewerkschaften ja gerade bezweckt. Die christlichen Gewerkschaften sollten der Sturmbock sein gegen die Socialdemokratie und im übrigen Wahlorganisationen für das Centrum abgeben.

Dass die Verschmelzungen zwischen den einzelnen Organisationen sehr bald erfolgen werden, glaube ich nicht, der Vereinigung vorangehen dürfte wahrscheinlich in vielen Fällen die Cartellierung, das Zusammengehen in einzelnen Fragen. Ist aber die Entwicklung weit genug gediehen, hat man in den Organisationen beider Richtungen gelernt, Toleranz zu üben, drängen die Verhältnisse unaufhaltsam zur Vereinigung, dann wäre es unsererseits d. h. vom Standpunkte der socialdemokratischen Partei aus; thöricht, sich dagegen zu stemmen, aus Furcht, die Principienreinheit könnte darunter leiden. Die Hauptsache ist man muss warten können, bis die Frucht heranreift.

Je mehr sich die Gewerkschaften auch in den katholischen Gegenden ausdehnen, desto mehr muss, vor allem in religiösen Fragen, Toleranz geübt werden. Vor Berliner Arbeitern kann der Agitator anders reden, als vor denen von Schlesien oder von Rheinland-Westfalen. Das haben in den letzten Jahren, da die Gewerkschaften auch in rückständigeren Gegenden Ausbreitung fanden, die Gewerkschaftsleiter vielfach erfahren müssen: mehr Toleranz, mehr Rücksichtnahme auf Andersdenkende! Die ganze Frage ist für mich eine Frage des Tactes, des feineren Empfindens im Meinungsaustausch. In der Praxis hat bei den Gewerkschaften die Wandlung schon längst begonnen, ohne dass damit vom Standpunct des Classenkampfes abgewichen wäre.

Deshalb ergibt sich auch bei allen, die sich bisher darüber geäußert haben, eine ziemliche Uebereinstimmung. Denn, ob es der eine Classenpolitik, Arbeiterpolitik, der andere Interessenpolitik, Socialpolitik oder Gegenwartspolitik nennt, was innerhalb der Gewerkschaft erlaubt und geboten sein soll, dürfte im Wesen auf das Gleiche hinauslaufen. Die Frage wäre auch gar nicht zu einer „brennenden“ geworden, es lag an sich gar keine Ursache vor, sie anzuschneiden. Sie ist nur „actuell“ geworden durch die radicalen Schwärmer von links, welche wieder einmal beschlossen, dass die Gewerkschaften „Recrutenschulen“ sein müssten, und durch die aufdringlichen „Arbeiterfreunde“ von rechts, einige Officiere ohne Mannschaften, welche glauben, bei der Neutralisierung etwas für sich herauszuschlagen zu können. Sie suchen den Arbeitern einzureden, dass sie nur den Socialismus abzuschwören brauchen, um dann überall Unterstützung zu finden. Als ob nicht jeder Arbeiter, der Forderungen stellt, ohne weiteres als Socialdemokrat verschrien würde. Für diese falschen Freunde bedeutet Neutralisierung nichts anders, als Gegensatz zur socialdemokratischen Partei.

Dahin wird sich aber die deutsche Arbeiterbewegung nie hindrängen lassen. Denn die „nackte und praktische Gegenwartspolitik“, die von Elm, der den Neutralitätsbestrebungen am weitesten entgegenkommt, der Arbeiterschaft empfiehlt, wird eben in entschiedener Weise nur von der Socialdemokratie vertreten. Das werden nachgerade auch die Arbeiter einsehen, die bisher ihre Interessen durch das Centrum gewahrt glaubten. Deshalb kann ich in der Annäherung und dem schliesslichen Zusammenschluss der gewerkschaftlichen Organisationen keine Gefahr für die socialdemokratische Partei erblicken. Durch theoretische Erörterungen oder Resolutionen wird die Frage natürlich nicht endgültig gelöst werden können, es ist dies vielmehr eine Frage der Praxis und Erfahrung. Es würde auch vollkommen verfrüht sein, wollte man schon jetzt des Langen und Breiten alle Schwierigkeiten, die sich ja ohne Zweifel bei und nach dem Zusammenschluss ergeben werden, des näheren erörtern, oder alle Einzelheiten der dabei zu befolgenden Taktik festlegen.

Nicht zu vergessen ist schliesslich, dass es nicht bloss gilt, die etwa 70000 organisierten katholischen Arbeiter zu gewinnen, sondern auch die Hunderttausende unorganisierter. Auch diesen rückständigen Elementen gegenüber muss eben eine andere Taktik angewandt werden, als die, welche in den grossen Industriezentren mit socialistischer Arbeiterbevölkerung angebracht ist.

Nicht: oder, sondern: und!

Zum Neutralitätsstreit.

Von

Helma Steinbach.

(Hamburg.)

Die Gründe für die zur Zeit in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückte Discussion über die Frage: neutrale oder socialdemokratische Gewerkschaften? sind meines Erachtens weit weniger principieller Natur, als in den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen, sowie in rein persönlichen Momenten zu suchen.

Was zunächst die letzteren anlangt, so handelt es sich da um den häuslichen Zwist im Buchdruckerverband, der in ihren praktischen Leistungen erfolgreichsten Kampforganisation, deren Taktik in letzterer Zeit bei allen grösseren Gewerkschaftsorganisationen erfreulicherweise Schule macht, trotz der jahrelang speciell aus Parteikreisen an derselben geübten harten Kritik. Nur soweit dadurch die hier vorliegende Frage berührt wird, will ich auf diese Materie eingehen. Es kann nämlich die absolute Verwerflichkeit der Verquickung von Parteipolitik mit der Gewerkschaftsbewegung kaum drastischer demonstriert werden, als durch das Vorgehen des Leipziger Gewerkschafts-cartells gegen den Buchdruckerverband.

Bekanntlich hatte sich seiner Zeit, als die Gehilfenvertreter die durch Urabstimmung mit erdrückender Majorität angenommene Tarifvereinbarung mit den Unternehmern abgeschlossen, ein kleines Häuflein „Tarifgegner“ gebildet, unter Anführung des früheren Verbandsredacteurs, der, so lange er Beamter des Verbandes gewesen, nicht nur ein Förderer und Verfechter der Tarifgemeinschaft, sondern auch ein Vertreter strictester Neutralität im Verbande war. Dieser selbe Mann ist jetzt als geistiger Leiter der kleinen Sprengcolonne ein wütender „Roter“ und Anhänger „socialdemokratischer Gewerkschaften“.

Das Leipziger Gewerkschafts-cartell hat sich in diese interne Angelegenheit der Buchdruckerorganisation eingemischt, hat die rechtmässig gewählten Vertreter des Buchdruckerverbands ausgeschlossen und statt ihrer die Delegierten der organisationsbrecherischen Handvoll Tarifgegner als die berufenen Vertreter der Buchdrucker anerkannt!

Der Verband hatte darauf die Entscheidung über diese Angelegenheit in die Hände des 1899 in Frankfurt abgehaltenen Gewerkschaftscongresses gelegt. Das Urteil desselben lautete dahin, dass die vom Verband abgesprengte kleine Gruppe als Organisation keine Existenzberechtigung habe, dass vielmehr an dem Majoritätsprincip festzuhalten sei und für den Gewerkschaftscongress nur der Centralverband der Buchdrucker zu Recht bestehe!

So zweifellos für jeden Parteigenossen in allen principiellen und taktischen Fragen der Parteitag die entscheidende Instanz ist, genau so für die Gewerkschaften die Beschlüsse des Gewerkschaftscongresses.

Wenn nun aber trotz dieses klaren und bündigen Congressbeschlusses das fast ungläubliche Factum zu verzeichnen ist, dass es gerade eine Reihe von Parteidruckereien sind, welche in fortgesetzter ostentativer Missachtung dieses Gewerkschaftscongressbeschlusses, teils in erster Linie, teils ausschliesslich, Mitglieder des renitenten Häufleins beschäftigen und durch materielle und „moralische“ Unterstützung diese Organisationsbrecher in stand setzen, sogar ein eigenes Organ zu unterhalten, dessen Inhalt keinem anderen Zwecke dient, als den Verband und seine Leitung in den Augen aller Uneingeweihten zum Gaudium der Gegner in allen Lagern zu beschimpfen und herunterzureissen, so ist das ein so unerhörtes Vorgehen, dass jeder organisierte Genosse aus voller Ueberzeugung der von Vorstand und Mitgliedern des Buchdruckerverbandes wiederholt gestellten Forderung zustimmen muss: von seiten der Parteileitung solle diesem, die Arbeiterinteressen und die Würde der Organisation im höchsten Masse schädigenden Zustande Einhalt geboten werden. Dass dies bisher nicht geschehen ist, muss jeder Unparteiische als beklagenswerte Ursache des klaffenden Risses erkennen, der immer weitere Kreise der Buchdruckergehilfenschaft von einer Zuneigung zur Socialdemokratie abzuschrecken geeignet ist.

Dass jetzt, infolge dieses üblen Zustandes, auch auf der andern Seite in schlimmer Weise gesündigt wird, ist umso bedauerlicher, je wertvoller die vergeudete Kraft im Dienste positiver Arbeit gewesen wäre.

Wahrheit und Gerechtigkeit fordern aber die Zurückweisung einer Beschuldigung, welche in der vorigen Nummer der Socialistischen Monatshefte Genosse Wetzker¹⁾ gegen den Mann erhebt, der in den letzten Monaten mehrfach, in heissem Zorn, ungerechte und schmähende Worte im Correspondent für Deutschlands Buchdrucker gegen die socialistische Partei geschleudert hat, gegen die Partei, der er selber jahrelang in jugendlichem Feuereifer gedient hat — und den eine Versammlung von einer Handvoll eben aufgerommener „Mitglieder“ aus einem Leipziger Wahlverein ausgeschlossen hat, nicht wegen Vergehens gegen die Parteiprincipien oder wegen ehrloser Handlungen, sondern weil er die Beschlüsse seiner Organisation gegenüber den Feinden derselben verteidigt! — Einen auf diese Weise Ausgeschlossenen kann man doch nicht einen Renegaten nennen. Ein Renegat ist doch nur jemand, der freiwillig zum Feinde übergeht. Nur zu erklärlich aber wird, in Hinblick auf diese obwaltenden Verhältnisse, die unnötig schroffe, weil an sich berechtigte Betonung der Forderung absoluter Neutralität für die Gewerkschaftsorganisation von dieser Seite.

Von ungleich grösserer Bedeutung nun, als dieser Bruderzwist im eigenen Hause, ist zweifellos die Stellung, welche in unserer Zeit die aus gegnerischen Kreisen hervorgewachsenen Arbeiterorganisationen resp. deren verantwortliche Leitungen zu der Frage der Neutralität der Gewerkschaften einnehmen. Katholische Gesellenvereine, evangelische Arbeiterbünde, christlich-sociale, nationalsociale und Hirsch-Dunckersche Gewerkschaften — diese alle, soweit sie auch sonst in ihren Tendenzen auseinandergehen mögen, in einem waren sie stets einig, sowohl unter einander, wie auch besonders mit den sie führenden und materiell und moralisch unterstützenden Elementen aus Bürger- und Unternehmerkreisen: in der Bekämpfung der auf dem Boden des modernen Classenkampfes stehenden Gewerkschaften. Und wie leicht wurde ihnen das bisher mit dem Hinweis auf deren „socialdemokratischen Charakter“!

Diesen „fest“ und „treu“ auf dem Boden der heutigen „von Gott gewollten“ Weltordnung Stehenden, denen eo ipso die Sympathien aller „wohlmeinenden Arbeiterfreunde“ gehörte, ihnen stand ebenso sicher der Schutz der Regierungsgewalt zur Seite.

Dieser liebliche Zustand der Harmonie zwischen Capital und Arbeit kann aber natürlich nur so lange erhalten bleiben, wie einerseits diejenigen in der breiten Masse die Majorität haben, von denen das Sprichwort sagt, dass sie überhaupt nicht „alle“ werden, und andererseits, so lange die auf dem Boden des wirtschaftlichen Classenkampfes stehenden Organisationen, deren in allen Statuten als erster Punkt figurierender Zweck die Hebung und Förderung der materiellen Lage ist, sich nicht frei machen können von dem missverständlichen „Idealismus“, erst auf politischem Gebiet die Geister jener Massen wandeln zu wollen, ohne deren materiell interessierte Mitkämpferschaft der wirtschaftliche Classenkampf kaum mehr siegversprechend geführt werden

¹⁾ Heinrich Wetzker: Politische oder unpolitische Gewerkschaften? Socialistische Monatshefte, No. 7, pag. 391.

kann — dieser Kampf, der immer riesigere Dimensionen annimmt, und in dem sich immer unverhüllter alle staatlichen Machtmittel dem coalitierten Capital zur Verfügung stellen. So lange die fortgeschrittenen, socialdemokratisch geschulten Classenkämpfer sich nicht Duldsamkeit in religiösen und politischen Gewissensfragen innerhalb der Gewerkschaften zur Ehrenpflicht machen, haben sie meiner Meinung nach übrigens auch gar kein Recht, ihrerseits das Muckertum und den Hurra-Patriotismus der heute noch Andersgläubigen, Andersfühlenden zu verurteilen.

Ich halte es für nötig, dass wir uns klarer werden darüber, wie verhältnismässig klein die Zahl derjenigen Führer in unseren Reihen noch bis in die neueste Zeit hinein gewesen ist, welche diese rein praktische Auffassung der Dinge consequent vertreten haben. Beweis: die Heftigkeit, mit der darüber die Polemik bereits in der Parteipresse geführt zu werden beginnt.

Wenn gegenwärtig so unverkennbar aus allen Richtungen der uns auf politischem Gebiet noch fernstehenden Kreise zahlreiche Elemente sich uns nähern, in dem Brennpunct der Bekämpfung des Capitalismus, so scheint mir, wir können doch wahrlich mit grösserer Seelenruhe dieser Entwicklung entgegensehen, als die „väterlichen Gründer“ der braven anti-socialistischen Arbeitervereinigungen, deren Wohlwollen für die von ihnen geführten Massen schnell zum Teufel gegangen sein wird, sobald es ernst wird mit dem wirklichen Zusammenschluss der Kräfte des Proletariates! Da werden die gott- und kaisertreuesten Arbeiterscharen ihr blaues Wunder erleben, wenn auch ihnen, in Ausübung ihres gesetzlichen Coalitionsrechtes, eines schönen Tages ein Löbtau bereitet wird, und zwar von denselben Leuten, denen sie bisher gutgläubig die Klinke der Gesetzgebung selber in die Hand gegeben haben!

Fast unbegreiflich erscheint es da den Thatsachen gegenüber, dass noch eine so grosse Zahl von Parteigenossen, die überzeugte Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung zu sein behaupten, doch nicht die unerschütterliche Zuversicht auf die „natürliche Entwicklung der Dinge“ zu haben scheinen, die sie doch ihrer Anschauungsweise nach haben müssten.

Woher sonst gerade jetzt wieder diese leidenschaftliche Bekämpfung der Vertreter einer unbedingten Neutralität der Gewerkschaften? Dass uns in Deutschland die Wahrung dieser Neutralität ungleich schwerer gemacht ist, als den Arbeitern z. B. Englands, Americas und Frankreichs, ist selbstverständlich, angesichts der traurigen gesetzlichen Zustände, sowie der noch viel traurigeren Gesetzesauslegungen und der Provocationen durch behördliche Massnahmen.

Aber haben wir da nicht um so mehr Ursache, alle Kräfte zu sammeln und so schnell wie möglich unsere Reihen zu füllen auf dem Kampfplatz, wo die nächsten Schlachten zu schlagen sind?

Und nun komme ich zu dem Punct, der für mich als Frau und als Socialdemokratin in diesem Streit der Meinungen die allergrösste Bedeutung hat, zur Heranziehung der Frauen und Mädchen zu den Gewerkschaftsorganisationen. Angesichts der Thatsache, dass es in die Hand der Polizeibehörden gelegt ist, ganz willkürlich Gewerkschaften, welche sich nach ihrer Auslegung mit „öffentlichen Dingen“, d. h. mit Politik befassen, einfach aufzulösen, wenn Frauen und Minderjährige ihnen als Mitglieder angehören, wodurch diese Gewerkschaften in der Erfüllung ihres Zweckes, der Verbesserung

der Lohn- und Arbeitsbedingungen ihrer Mitglieder, offenbar aufs schwerste beeinträchtigt werden können — angesichts dieser Thatsache erscheint es doch unbegreiflich, aus falsch verstandenen „Parteinteressen“ diesen Gewerkschaften zu raten, nur ruhig Politik zu treiben, aber — ohne „Terrorismus“!

In einem in der Neuen Zeit veröffentlichten Artikel geht der, persönlich so chevalereske, Genosse Ströbel²⁾ mit einer wegwerfenden Handbewegung hinweg über die nahezu eine Million weiblicher Lohnsklaven, welche der Capitalismus heute bereits in Deutschland auf das Schlachtfeld der Arbeit gerufen hat! Mit der dem „Theoretiker“ eigenen Sicherheit thut er den schlimmen Gesetzesparagrafen einfach ab, durch den das Coalitionsrecht für die Arbeiterinnen vollständig illusorisch gemacht werden kann. Mit welcher spielender Leichtigkeit nimmt er das Hindernis, wenn er schreibt: „Allerdings besteht auch jetzt noch das Hindernis, dass Frauen nicht Mitglieder von Organisationen werden dürfen, die die Polizei zu „politischen“ gestempelt hat. Derartige reactionäre Gesetzesbestimmungen sind aber nicht von ewigem Bestand.“ — Ergo — seid nur nicht zu ängstlich, um der paar Weiber willen — im „höheren Interesse“ habt ihr Gewerkschafter vor allen Dingen die Verpflichtung, eure Truppen zu schulen für den politischen Kampf —! Ja, das nenne ich als Frau eine nahezu ungläubliche Unvorsichtigkeit. Da können unsere Gewerkschafter nun doch protestieren, so viel sie wollen, gegen die Bezeichnung socialdemokratische Gewerkschaft — wenn Leute, die innerhalb der Parteipresse das Wort führen, gewissermassen die Polizei bei der Nase heranziehen! Solche Auslassungen zeigen aber, und das ist das Betrübenende bei der Sache, wie weit unsere „Theoretiker“ doch noch zurück sind in der Bewertung der Gewerkschaftsbewegung.

Nun bin ich weit davon entfernt, dieses Factum tragisch zu nehmen, da müsste ich nicht so viel Respéct vor den Praktikern, vor der grossen Zahl unserer Organisatoren haben. Für die Männer ist die Zeit zweifellos vorüber, wo, wie vor etlichen Jahren noch in meiner lieben Vaterstadt Hamburg, in der „Hochburg der Socialdemokratie“, ein Mann in „führende“ Stellung, in öffentlicher Volksversammlung mir, der begeisterten Gewerkschafterin, zurufen durfte: „Was thun wir denn mit den Gewerkschaftsmänneken? Die nehmen den Arbeitern nur die Gröschen aus der Tasche —, weiter hat's doch keinen Zweck!“ Gewiss, das wagt für die Männer heute kein Socialdemokrat mehr — laut zu sagen. Wie aber, frage ich wieder, stehen auch selbst unsere Organisatoren den weiblichen „Concurrentinnen“ gegenüber?

Jahre sind vorübergegangen, Jahre des Kampfes. Sehen wir zurück auf das, was wir errungen haben. Wir haben über 2 Millionen Reichstagswähler; die Partei ist gross und stark geworden. Und obgleich die Partei stets den grösseren Teil der geistigen und materiellen Kräfte absorbiert hat, und die Gewerkschaftsorganisationen so zu sagen im Schatten mühsam, in hartem Kampfe sich emporringen mussten, sind auch sie heute erstarkt; und tausend und aber tausend Männer stehen gerüstet im organisierten Classenkampf. — Aber —, wo stehen die Frauen?! Eine Million weiblicher Lohnsklaven im Kampf ums Dasein, wehr- und waffenlos der Ausbeutung preisgegeben, in scheusslicher Knechtung des Leibes und der Seele! Eine Geißel für ihre männlichen Genossen, ein

²⁾ H. Ströbel: Zur Frage der Neutralisierung der Gewerkschaften. Die Neue Zeit, 1899—1900, No. 36, pag. 270.

tausendmal verwünschter Hemmschuh, wenn der Mann in seiner Organisation sich aufrafft und versucht, den Moloch Capital einen Schritt zurückzudrängen! Und immer weiter dringt sie vor, die Colonne mit „den langen Haaren und dem kurzen Verstand“, wie der politisch fortgeschrittene Herr der Schöpfung galant die unbequeme Concurrentin tituliert!

Aber wie ist denn das? Jeder dieser „politisch aufgeklärten Männer“ hat doch irgend einer dieser „Concurrentinnen“, als Mann, Vater, Bruder oder Liebster nahe gestanden —, warum zeigte er ihr nicht den Weg, warum gab er ihr nicht dieselbe Waffe, womit er den Kampf gegen Ausbeutung und Rechtlosigkeit führte, und schaffte uns damit eine doppelte Armee?!

Weil sie das Reichstagswahlrecht nicht besitzt — politisch eine quantité négligeable ist?! Genosse Bebel führt in seiner neuesten Brochüre, der gedruckten Wiedergabe seiner viel und heftig kritisierten Berliner Rede zu der Neutralitätsfrage, unter anderem eine grosse Anzahl von Argumenten an, weshalb es nicht möglich sein soll, eine entsprechend grosse Anzahl weiblicher Lohnarbeiter, besonders verheirateter, den Gewerkschaftsorganisationen zuzuführen.³⁾

Ja — ich bin der Meinung, wenn diese Argumente dauernd stichhaltig wären, dass damit das Todesurteil über die Gewerkschaftsbewegung überhaupt gesprochen wäre! Gibt es denn noch einen Beruf, in dem nicht schon heute mit steigender Tendenz Frauenarbeit eingeführt ist? Soweit ich zu denken vermag, finde ich immerhin zwei Berufe, wie ich Scherzes halber anzuführen pflege, das Schornsteinfeger- und das — Scharfrichtergewerbe, welche sich bis jetzt vor dem Eindringen der weiblichen Concurrenz bewahrt haben.

Freilich, so lange die Gewerkschaften, welche, bei der stetig wachsenden Zahl der weiblichen Collegen, allmählich beginnen, auch diese in die Organisationen hineinzuziehen, den selben nicht von vornherein bei gleichen Pflichten auch gleiche Rechte einräumen, so lange sie die Frauen nicht, genau so wie die männlichen Collegen, durch praktische Leistungen an die Organisationen ketten — so lange werden sie bei den Frauen, deren Sinn viel mehr noch, als der der Männer, auf die Wahrnehmung und Ausnützung auch der bescheidensten Vorteile gerichtet ist, kein Zutrauen zu dem Wert der Organisation schaffen. Hat man aber das Vertrauen dieser schwer unter der Not des Lebens Kämpfenden gewonnen, hat man es verstanden, ihr Interesse zu wecken und sie durch Thaten zu überzeugen, dass man sie nicht nur als Mittel zum Zweck auch hier wiederum nur ausbeuten will in selbststüchtiger Absicht, dann ist es eben nur eine Frage der Zeit, dass auch unter den weiblichen Lohnsklaven sich die Erkenntnis von der unwiderstehlichen Macht des organisierten einheitlichen Willens zum proletarischen Classenkampfe Bahn bricht! Die Geschichte ist doch wahrlich nicht arm an Beispielen für die zähe Energie der zur That begeisterten Frauenseele!

Und ich meine, hier sollte die deutsche Socialdemokratie das stolze Haupt ein wenig neigen vor den „politisch indifferenten“ englischen Trades-Unionisten. Nach einer vom Correspondenzblatt der Generalcommission veröffentlichten Statistik über die englischen Gewerkschaften marschierten schon 1897 ca. 120 000 organisierte englische Frauen mit ihren männlichen Collegen

³⁾ August Bebel, Gewerkschaftsbewegung und politische Parteien, Stuttgart 1900, J. H. W. Dietz Nachf., pag. 20.

siegnreich vorwärts. — während wir deutschen „Genossinnen“ der stolzen, politisch weitest entwickelten Arbeiterschaft es in der gewerkschaftlichen Organisation auf ganze 13480 Mitglieder von einer Million beschäftigter Frauen gebracht haben!

Zugegeben, diese kolossalen Scharen organisierter englischer Männer und Frauen haben niemals einen Hauch socialistischen Geistes verspürt, es sei ihnen niemals das hehre Bild der freien, vom Lohnsklavenjoch erlösten Zukunft erschienen — glaubt ernstlich jemand, einer oder eine dieser im organisierten Classenkampf Geschulten werde zurückbleiben, wenn es eines Tages gilt, den letzten, entscheidenden Schlag zu führen, wenn sie wirtschaftlich mächtig genug organisiert sein werden, die capitalistische Production durch die genossenschaftliche zu ersetzen — die Expropriateure zu expropriieren?! In dieser Zeitschrift hat Genosse von Elm neulich erst von der grossartigen consum- und productivgenossenschaftlichen Entwicklung der englischen Arbeiterbewegung gesprochen.⁴⁾ Wäre diese so weit gekommen, wenn die männlichen Arbeiter die Frauen nicht neben sich, sondern gegen sich gehabt hätten?

Und stehen etwa die englischen Frauen politisch hinter uns deutschen zurück? Heute schon besitzen die englischen Frauen nicht nur weitgehenden Einfluss als staatlich angestellte Fabrikinspectorinnen, sondern besitzen auch in verschiedenen Orten ein Mitbestimmungsrecht in Gemeinde-, Schul- und anderen öffentlichen Angelegenheiten, und bei der ständig fortschreitenden Demokratisierung der englischen Gesetzgebung werden in absehbarer Zeit die Frauen dort politisch wie wirtschaftlich den Männern völlig gleichgestellt sein.

Und das alles ohne „socialistische“ Parteipolitik in den Gewerkschaften! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Warum stehen im deutschen Proletariat die Frauen auf so tiefer Stufe?

Aufgeben müssen wir endlich die trügerische Hoffnung, die jetzt Altgewordenen, an denen schwer gesündigt ist, von aussen her zu heben. — Der Organisationsgedanke muss mit der Muttermilch eingesogen sein, muss, wie Gehn und Stehen und Lesen und Schreiben, anerzogen sein. Wie die Väter ihre Söhne schon von Kindesbeinen an an den Gedanken gewöhnen: wenn du ausgelemt hast, trittst du in den Verband ein!, so müssen Väter und Mütter auch die jüngeren Töchter dem Verband zuführen. Wie es unter organisierten männlichen Arbeitern eine Schande ist, als „blauer Drückeberger“ der Organisation fernzustehen, genau so muss auch des Weibes Ehre in der Ehre ihrer Organisation begründet sein! Aber nicht zu dem Zweck, um sie zum Nachsprechen politischer Phrasen zu dressieren, sondern, um sie in geschlossener Phalanx gegen den Capitalismus führen zu können, den sie nur erkennen und hassen lernen, wenn sie eingeordnet, in einer starken Armee marschieren!

Und was räten nun statt dessen unsere liebenswürdigen „Chargierten“ à la Genosse Ströbel, etc., etc.? Die Gewerkschaften sollen sich selbst den Strick drehen sollen, trotzdem, dass „allerdings noch das Hindernis besteht u. s. w.“ nun erst recht socialdemokratische Politik treiben — d. h. „ohne Terrorismus“ — und zwar — weil sie „die zu weitgehenden Neutralisierungsbestrebungen der Gewerkschaften für geeignet halten, den politischen (!)

⁴⁾ Adolph von Elm: Die Stellung der Socialdemokratie zur Genossenschaftsbewegung. Socialistische Monatshefte, 1900, No. 6, pag. 306.

Emancipationskampf der Arbeiterklasse zu schädigen!“ Man soll es also ruhig darauf ankommen lassen, dass in Branchen, wie z. B. der Textil-, der Tabak-, der Bekleidungsindustrie, in denen bekanntlich bald, zum Teil jetzt schon, mehr Frauen als Männer thätig sind, die dafür bestehenden Gewerkschaftsorganisationen eventuell von der Polizei aufgelöst werden, wenn sie sich mit Politik befassen, während sie Frauen und Minderjährige als Mitglieder aufnehmen! Und das angesichts des immer wütender werdenden Ansturms gegen den Rest von Coalitionsrecht, den wir heute noch in den Paragraphen der Gewerbeordnung haben! Und — ich wiederhole — angesichts des unverkennbaren Näherrückens der zu wirtschaftlicher Erkenntnis erwachenden Arbeiterscharen von jenseits der Grenzen der Partei!

Nur nicht päpstlicher, als der Papst! Das möchte man den Vorflechtern der politischen Bethätigung in den Gewerkschaften zurufen, wenn sie es ihrerseits für angebracht erachten, dem Genossen Bebel den Text zu lesen, der spät, aber nicht zu spät, klug wie je, schon auf dem Parteitag in Hannover wieder die Parole ausgegeben hat, dass es im höchsten Interesse der Gewerkschaften liege, sich möglichst fern von der politischen Partei zu halten. „Die Gewerkschaft ist nicht socialdemokratisch, sie ist eine proletarische Classenbewegung!“

Entsetzlich! Bebel — Apostata!! Welche Wendung durch Gottes Fügung! Möge er uns noch lange erhalten bleiben!

Vielleicht gelingt es den Ewig-Jungen noch, auch die „politisch geschulten“ Männer zu bewegen, so gut wie ihren Söhnen und Brüdern, auch ihren Frauen und Töchtern das wirtschaftliche und dadurch zugleich politische Macht verleihende Schwert der Classenkampforganisation in die Hand drücken.

Vielleicht gelingt es ihm auch, den Teufel zu bannen, der augenblicklich wieder einmal grinsend umherschleicht mit seinen Helfershelfern und sucht, ober nicht ein Stück Fleisch von unserm Fleisch, die Jünger Gutenbergs, ganz von uns abreissen kann — Gutenbergs, dessen 500jähriges Jubelfest im vorigen Monat die ganze civilisierte Welt dankbar feierte, — seine Jünger, durch deren Hände Werk jeder grosse Gedanke erst lebendig wird.

Möge dieser Streit im Austausch der Ideen mit Einsicht und grösserer Würde, als bisher, zum Austrag gebracht werden: Mögen die Streitenden eingedenk sein der Verantwortung, die in dieser Sache auf ihnen ruht!

Eigentümlich berühren muss die Thatsache, wie wenig doch manche Genossen Wesen und Charakter derjenigen Parteigenossen kennen, welche seit Jahren ohne Schwanken consequent denselben Gedanken der Neutralität für die wirtschaftlichen Kampforganisationen vertreten.

So habe ich z. B. aus der Artikelserie des Genossen Kautsky⁵⁾ mit dem besten Willen kein stichhaltiges Moment gegen die Zweckmässigkeit der Neutralität entdecken können — wohl aber den bedenklichen Vorwurf in hundert Variationen herausgelesen: diese Nichtsalsgewerkschafter wollten an die Stelle des socialdemokratischen politischen Parteikampfs einen die Classengegensätze verwischenden und verwässernden Charakter in die deutsche Arbeiterbewegung einschmuggeln. Genosse Kautsky mag ruhig sein! Die „neutralen Gewerkschafter“ denken nicht daran, innerhalb der Parteibewegung das „Endziel“

⁵⁾ K. Kautsky: Die Neutralisierung der Gewerkschaften: Die Neue Zeit, 1899—1900, No. 40 ff.

in den Glasschrank zu stellen — sie wollen nur nicht in jeder Gewerkschaftsversammlung damit paradieren, damit nicht unsere Brüder, die noch kein Verständnis dafür haben, sich nicht geniert fühlen, zu uns zu kommen.

Wir „Neutralen“ wollen einfach die Conjunctur ausnutzen. Wir wollen nicht gewerkschaftlichen Harmoniedusel an die Stelle socialdemokratischer Parteipolitik setzen: Wir wollen ernstlichen wirklichen Classenkampf in starken Gewerkschaftsorganisationen und intensive politische Arbeit in socialdemokratischen Parteioorganisationen!

Der Turiner Genossenschaftsverband.

Von

Oda Olberg.

(Genua.)

Vor kaum Jahresfrist hat sich durch die Verschmelzung zweier Turiner Vereine die Alleanza Cooperativa Torinese gebildet, die augenblicklich die bedeutendste Consumgenossenschaft Italiens darstellt. Und ob auch deutsche Unternehmen ähnlichen Charakters — von belgischen und englischen ganz zu schweigen —, an Mitgliederzahl und Höhe des Umsatzes den piemontesischen Verband weit übertreffen mögen, so verdient dieser doch, dass man die Aufmerksamkeit des Auslandes auf ihn lenke, nicht allein, weil es recht und billig ist, dass aus dem heutigen Italien auch etwas anderes bekannt werde, als Willkür und Unverstand seiner herrschenden Classe, sondern auch wegen der Mannigfaltigkeit seiner Ziele und des langsamen, aber unwiderstehlichen Eindringens socialistischen Geistes in Organisationen, deren Anfängen jeder politische Charakter fern lag. Die erste Veröffentlichung des Verbandes,¹⁾ die auch einen Ueberblick über die Geschichte der beiden Consumgenossenschaften, aus denen es sich geformt hat, enthält, ist dem Comité der Pariser Weltausstellung vorgelegt worden, und sie ist geeignet, im Verein mit den anliegenden Tabellen und den Photographieen der dem Verband gehörenden Bauten ein ziemlich genaues Bild von dem zu geben, was Opfersinn und Intelligenz der Arbeiterschaft geleistet haben.

Die beiden Organisationen, denen der Turiner Verband entsprungen ist, sind der Allgemeine Arbeiterverein (Associazione generale degli operai) und der Consumverein der Eisenbahnangestellten (Società cooperativa ferroviaria), von denen der erste zu den ältesten Arbeiterorganisationen Italiens gehört.

Er ist im Jahre 1850 gegründet worden,²⁾ als eine der vielen Arbeiterorganisationen, die der damals kraft- und lebensvolle Republicanismus allerorten, namentlich in Norditalien, ins Leben rief. Anfangs war die Association nichts, als eine Kranken- und Bildungscasse, eine jener zahllosen Società di Mutuo Soccorso nach Mazzinischem Muster, wie sie heute noch in allen Gewerben und allen Gegenden der Halbinsel bestehen, teils zu rein utilitarischen Institutionen ohne Idealität und Classengeist entartet, teils durch Eindringen des Socialismus in Umformung begriffen, seit dem Niedergang der republicanischen Partei, die zur modernen proletarischen Bewegung keine Fühlung zu gewinnen vermocht. Soweit der Verein lediglich Unterstützungszwecken diene, fährt er fort, autonom zu bestehen, nur die consumgenossenschaftlichen Zweige seiner Thätigkeit sind mit dem Consumverein der Eisenbahner verschmolzen worden, und nur auf diese soll hier näher eingegangen werden. Auf dem Gebiet der gegenseitigen Unterstützung hat der Arbeiterverein wohl eine vielseitige Wirksamkeit entfaltet (Kranken-, Unfall-, Witwen- und Waisenunterstützung, Jahrgelder an invalide und alte Mitglieder), aber das Erreichte ist weit hinter dem Erstrebten zurückgeblieben, teils wohl, weil es sich um Probleme handelte, deren Lösung mit genossenschaft-

¹⁾ Alleanza Cooperativa Torinese. Esposizione Internazionale Paris 1900.

²⁾ Vergl. Cinquant'anni di vita sociale, memorie cronologiche. Turin 1900; Tipografia cooperativa.

lichen Mitteln kaum möglich sein dürfte, teils aber auch, weil der Verein es nicht verstand, seine Kräfte in zweckmässiger Weise an seine Aufgabe zu setzen.

Auf den Weg der Consumgenossenschaft wurde der Turiner Arbeiterverein durch die Notlage gewiesen, den die Getreidekrise des Jahres 1854 heraufbeschwor. Ohne die Gelder einer der Hilfscassen anzutasten, brachte man das Geld für die ersten Anschaffungen auf, indem man Anteilscheine zu je einer Lire an die Mitglieder ausgab. Das Anfangscapital des ganzen Unternehmens, das unabhängig von dem Unterstützungsfonds verwaltet wurde, betrug 1700 L., die ersten Vorräte waren äusserst bescheiden: 24 kg Teigwaren, 82 kg Maismehl, 91 kg Reis und einige Liter Wein. Aber schon im ersten Semester erzielte man einen Umsatz von mehr als 20000 L.

Es ist einleuchtend, dass die besonderen Umstände, unter denen das Unternehmen ins Leben gerufen wurde, ihm auch die Art der Warenverteilung vorschrieb: es wurde zum Selbstkostenpreise und nur an Mitglieder verkauft. Wenn diese Methode in der ersten Zeit und angesichts des zeitweiligen Notstandes die einzig richtige, ja, die einzig mögliche war, so hat sie doch in späteren Jahren die Entwicklung des Vereins hintangehalten. Zweifellos ist sie daran schuld, dass man die 1856 gegründete Genossenschaftsbäckerei nach 15jährigem Bestehen eingehen lassen musste, weil mit Deficit gearbeitet wurde. Erst im Jahre 1898 brach man endgiltig mit diesem System, um zu dem Rochdaler überzugehen. Immerhin hatte die Consumgenossenschaft damals bei einer Mitgliederzahl von 6000 einen Jahresumsatz von mehr als einer Million Lire.

Indessen erstreckte der Verein seine genossenschaftliche Thätigkeit auf immer weitere Gebiete, indem er eine Reihe administrativ selbständiger Unternehmen ins Leben rief, deren Vorteile allen Mitgliedern zu gute kamen. So wurde 1882 eine Genossenschaftsbank gegründet, um die Arbeiter vom privaten Wucherer, wie jenen öffentlichen Wucherinstituten zu befreien, die sich — *lucus a non lucendo* — *monti di pietà* fiennen. Hauptaufgaben der Bank waren, die kleinen Ersparnisse der Arbeiter entgegenzunehmen, den Mitgliedern Wechsel und Facturen für geleistete Arbeiten zu discountieren und ihnen Darlehen auf Ehrenwort zu geben.³⁾ Ferner setzte der Verein nach beinahe zehnjährigem Kampfe gegen das Municipium und gegen private Interessenten im Jahre 1898 endlich die Gründung einer Genossenschaftsapotheke durch, und zwar mit derartig glänzendem Erfolge, dass er noch vor Ablauf des ersten Halbjahrs eine zweite erwarb. Von Anfang an wurde hier das Rochdaler System angenommen, dessen Vorzüglichkeit die Erfahrungen anderer Länder längst ausser Zweifel gestellt haben. Dass es gerade bei der Abgabe pharmaceutischer Producte, deren ortsüblicher Preis für die Arbeiter so ungeheuer hoch ist, anzustreben wäre, möchte ich allerdings bezweifeln: Der Consument befindet sich hier in der Regel in einer Notlage, die der Verein lindern, nicht ausnützen sollte. Da der Reinertrag aus den Apotheken zu dem aus den anderen genossenschaftlichen Unternehmungen geschlagen wird und bei der Dividendenverteilung jeder im Verhältnis zur Gesamtsomme seiner Einkäufe seinen Anteil erhält, bekommt der, der viel Geld für Arzneimittel ausgeben musste, die einen grösseren Reinertrag abwerfen, als alle anderen Waren, nicht das zurück, was an ihm verdient wurde. Gewiss wird das Rochdaler System den Genossenschaftsapotheken überall finanziell glänzende Erfolge liefern. Dass es aber ein Consumverein, der es noch nicht für den übrigen Warenabsatz angenommen hat, zuerst bei seinen Apotheken anwendet, verdient hervorgehoben zu werden. Trotzdem haben diese allerdings der Arbeiterbevölkerung Turins einen unmittelbaren Nutzen gebracht, weil sie die Arzneimittel genau nach dem Tarif abgeben, während in dieser Beziehung bei den privaten Unternehmern arge Missbräuche eingerissen waren. Dieser Erfolg ermutigte den Arbeiterverein dazu, noch ein anderes Feld der genossenschaftlichen Thätigkeit zu öffnen, nämlich das des Sanitätsdienstes. Die 1899 gegründete Cooperativa Sanitaria gewährt allen Mitgliedern — und gegen einen Sonderbeitrag von 50 Cent. monatlich auch deren Familien — freie ärztliche Behandlung, mit ihr

³⁾ Die Bank hat seit nahezu 16 Jahren mehr und mehr ihren ursprünglichen Charakter abgestreift. Heute ist sie in den Händen der clerical-gemässigten Partei, hat nichts mehr von einem Arbeiterunternehmen und ist auch materiell im Rückgange.

verbunden ist eine Poliklinik für die verschiedenen Specialfächer, die den Unbemittelten die Möglichkeit geben soll, von tüchtigen Specialisten behandelt zu werden, deren Hilfe heute nur den Besitzenden oder den an die öffentliche oder private Mildthätigkeit Appellierenden zugänglich ist.⁴⁾ Die Cooperativa Sanitaria ist die letzte Gründung des Vereins, dessen weiteres genossenschaftliches Wirken, durch die Vereinigung mit dem Consumverein der Eisenbahngestellten, auf eine neue Basis gestellt wurde.

Dieser Consumverein, der nicht unebenbürtig an die Seite des anderen trat, ist 1874 von 53 Angestellten ins Leben gerufen worden. Er gab seinen Mitgliedern Waren zum Kostenpreise ab und gewährte auch Credit. Alle Eisenbahngestellten Turins und seiner Umgebung im Umkreis von 100 Kilometern, sowie alle, die in beständigen Beziehungen zum Eisenbahndienst standen, konnten aufgenommen werden. Die ersten Anteilscheine wurden zu je 36 L. ausgegeben, die durch Draufschlagen der Ueberschüsse⁵⁾ auf 50 und schliesslich auf 100 L. stiegen und deren Wert jetzt wieder auf 50 L. zurückgeführt werden soll, indem der Verein nach Massgabe seiner finanziellen Kräfte alljährlich einem Teil seiner Mitglieder 50 L. auszahlt. Niemand durfte mehr als eine Actie besitzen.

Der Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden. Aus den 53 Mitgliedern wurden im nächsten Jahre 268, nach 4 Jahren 1070 und 1899 waren sie auf 5000 angewachsen. An Stelle des kleinen Ladens trat ein grosses Verkaufslocal, eine Genossenschaftsbäckerei wurde gegründet, ein Restaurant und sogar eine Schweineschlächterei übernommen, ferner erwarb man grosse Lagerräume für Brennmaterialien und eine Verkaufsstelle für Stoffe und Tricotwaren. Um die Mitglieder in stand zu setzen, ihren Familien im Fall ihres Todes eine momentane finanzielle Hilfe zu hinterlassen, versicherte der Consumverein ihr Leben bei einer Versicherungsgesellschaft auf 450 L.

Trotzdem fühlten die jüngeren Elemente, dass nicht alles geschah, was geschehen konnte, dass die Fortschritte langsam und relativ unbedeutend waren. Als im Jahre 1892 diese Elemente die Verwaltung in die Hand bekamen, begann wirklich eine neue Aera. Zunächst wurde mit dem bisherigen System gebrochen und das Rochdaler eingeführt. Von dem Reingewinn, der sich ergibt nach dem Abzug der Betriebskosten und der im Jahresbudget vorgesehenen und von den Mitgliedern in der Generalversammlung genehmigten Extraausgaben, werden 3% dem Reservefonds zugeführt, 17% bilden einen besonderen Fonds, der zur einstigen Convertierung der Actien in Collectivcapital dienen soll, 80% werden nach Massgabe ihrer Einkäufe an die Mitglieder verteilt.⁶⁾

Die ungeheure Steigerung des Umsatzes, die dieser Neuerung folgte, wies den Verein mit Notwendigkeit dahin, eigene Betriebe zu gründen. Und er hat den Mut gehabt, diese so ins Leben zu rufen, dass sie nicht nur den Anforderungen des Augenblicks genügten, sondern eine Grösse und Leistungsfähigkeit besitzen, die sie in stand setzt, auf lange Jahre hinaus die Bedürfnisse der wachsenden Genossenschaft gerecht zu werden. Die Geldmittel wurden von den Mitgliedern selbst dadurch aufgebracht, dass man den Wert der Actien verdoppelte, so dass jedes Mitglied entweder 50 L. direct oder in Ratenzahlungen von mindestens 1,50 L. monatlich einzahlte oder diese Summe von den Dividenden einbehalten wurde. Auf diese Art wurde das Vereinscapital im Laufe von 2 Jahren fast verdoppelt, ohne dass die Genossenschaft belastet wurde, da die Actien unverzinst bleiben.

⁴⁾ Die Poliklinik hat folgende Sectionen: Allgemeine innere Medicin, allgemeine Chirurgie, Kinderkrankheiten, kindliche Chirurgie und Orthopädie, Nervenkrankheiten, Augenkrankheiten, Nasen-, Hals- und Ohrenkrankheiten, Frauenleiden und Geburtshilfe, Zahnkrankheiten.

⁵⁾ Von Anfang an hat der Verein bei der Feststellung des Warenpreises einen gewissen Spielraum gelassen, um etwaigen Verlusten durch Beschädigung der auf Lager befindlichen Waren etc. begegnen zu können. Daher ergab sich in den meisten Geschäftsjahren ein kleiner Ueberschuss, obwohl nominell zum Kostenpreise verkauft wurde.

⁶⁾ Die Dividende betrug im ersten Geschäftsjahr 5,60%, im folgenden 5,98 und stieg auf 6,60% im Jahr 1896—97, obwohl die Ausgaben für die Baulichkeiten inzwischen von 10 auf 30% des Reinertrages erhoben wurden und die Unkosten für Einrichtungen und Gerätschaften auf der bedeutenden Höhe von 15% gehalten wurden.

Am 1. Mai 1898 hat man die neuen Betriebsgebäude eingeweiht. Sie bestehen aus einer Bäckerei mit Maschinenbetrieb mit elektrischen und Gasmotoren, die eine Tagesproduction von 8000 kg Brod zulässt, der binnen kurzem einer mit Electricität getriebenen Mühle mit einer potentiellen Tagesproduction von 100 Doppelcentnern hinzugefügt wird, und den Keltereinrichtungen und den Lagerräumen für 15000 Hektoliter Wein. Ferner befinden sich in dem Gebäudecomplex die Lagerräume, Bureaux, Wohnräume für die Angestellten, Remisen, Ställe u. s. w. Das Ganze ist durch Schienen mit dem Frachtbahnhof verbunden, und die Waren werden in Waggonen, die dem Verein gehören, transportiert.

Ausserdem besass die Genossenschaft zu dieser Zeit 7 Verkaufsstellen für Lebensmittel, darunter 4 mit Schlächtereien, einen grossen Laden für Stoffe, Schuhwaren und Confection, eine Obst- und Gemüsehandlung und ein Genossenschaftsrestaurant.

Wenige Tage nach der Einweihung der neuen Betriebsgebäude brachen die Aufstände in Süditalien, Toscana und Mailand aus. Obwohl in Turin volle Ordnung herrschte, verfügte die hohe Regierungsweisheit die Auflösung des Vorstandes. Die Administratoren wurden mit Versetzungen in alle vier Himmelsrichtungen beglückt, und an die Spitze der Cooperative trat ein Regierungcommissar. Aber schon der Mai des nächsten Jahres brachte in der Vereinigung der Consumgenossenschaft der Eisenbahnbeamten mit dem Allgemeinen Arbeiterverein den Sieg fruchtbarer Arbeit und Einordnung über sterile Willkür.

Beide Genossenschaften behalten ihre volle Selbständigkeit, ihren beweglichen und unbeweglichen Besitz, beziehen gemeinsam ihren Warenbedarf, tragen gemeinsam die Kosten für die Cassen- und Buchführung, sowie für die Direction und Bewachung der Betriebsanlagen (Bäckerei, Weinkelterei etc.), teilen sich im Verhältnis zu dem entnommenen Bedarf in die Kosten für das Brennmaterial der Bäckerei und in die Kosten des Transportes auf den genossenschaftlichen Geleisen, während sie zu gleichen Theilen die Ausgaben für Wasser, Gas und Electricität decken. Jede Genossenschaft wählt aus der Mitte ihres Verwaltungsrats ein Comité von 6 Mitgliedern, dem ihr Präsident als siebentes Mitglied angehört. Die Vereinigung beider Comités bildet den Rat des Verbandes, der aus der Zahl seiner Mitglieder den Director des Verbandes wählt. Jede der zusammentretenden Genossenschaften führt der Verbandskasse 177884,35 L. zu (etwa $\frac{1}{5}$ ihres Vermögens); ein besonderes Reglement bestimmt die Entschädigungsquoten für die Benutzung der Liegenschaften einer Genossenschaft durch die andere.

Am 1. Januar verfügte so der Turiner Genossenschaftsverband über eine Weinkelterei mit 3 übereinander gelegenen Lagerräumen, mit elektrisch getriebenen Aufzügen und Maschinen, über eine grosse Bäckerei, die im Tagesdurchschnitt 40 bis 45 Doppelcentner Brod producirt, und mit der eine Conditorei verbunden ist, über grosse Remisen, Stallungen und Warendepôts, ausgedehnte überdachte Lagerplätze für Brennmaterialien. Zu diesen von der Genossenschaft der Eisenbahnangestellten „eingebrachten“ Betriebsgebäuden kommen 16 grosse Verkaufsläden in allen Stadttheilen Turins, von denen 7 (mit 6 Schlächtereien) dem oben genannten Verein, 8 (mit 1 Schlächtereie) dem Allgemeinen Arbeiterverein und 1 dem Verband gehören. In diesen Läden sind 80 Verkäuferinnen mit entsprechendem Hilfspersonal angestellt; die Schlächtereien werden nicht von der Genossenschaft betrieben, sondern sind verpachtet. An Eigentum des Arbeitervereins endlich gingen in den Betrieb des Verbandes über: 2 Apotheken, ein chemisch-pharmaceutisches Laboratorium und ein poliklinisches Ambulatorium, das zu den besten Turins gehört. Der Verband gewährt all seinen Mitgliedern freie ärztliche Behandlung, sowohl zu Hause, wie in der Poliklinik, durch von beiden Genossenschaften bezahltes Sanitätspersonal.

Die Mitgliederzahl beträgt am Schluss des ersten Geschäftsjahres 10000, der Umsatz überstieg die Summe von 3 Millionen Lire, und das Gedeihen des Verbandes berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, um so mehr, als die kleineren Consumvereine Turins von dem grösseren Unternehmen aufgesogen werden.

Und wenn zum ersten Director des Verbandes ein Socialist, der Abgeordnete Genosse Nofri gewählt wurde, so bedeutet das natürlich mehr, als ein persönliches Vertrauensvotum.

der Turiner Arbeiterschaft. Es zeigt uns, wie beide Organisationen, deren Heranwachsen aus den unbedeutendsten Anfängen zu skizzieren versucht wurde, in der Cooperation mehr gefunden haben, als sie suchten: mehr, als eine Quelle wirtschaftlicher Vorteile. eine neue Erkenntnis und ein neues Ziel. Ihrem Programme nach waren beide Organisationen ohne politischen Charakter, in Wirklichkeit wurden ihnen aber von aussen her reactionäre Tendenzen aufgezwungen. So hatte der Allgemeine Arbeiterverein noch 1887 an einer Ehrung Crispis teilgenommen und hat vor 1893 sich nicht an der Maifeier beteiligt. Aber die strengsten Programme und besten Vorsätze konnten den socialistischen Geist von den Vereinen nicht fern halten. Die thätigsten und intelligentesten Elemente der Arbeiterschaft und der Eisenbahner Turins trugen ihn mit ihrer Thatkraft und Intelligenz in die Organisation. Es ist eine auch von unseren Gegnern anerkannte Thatsache, dass die Besten und Tüchtigsten unter den italienischen Arbeitern der Partei angehören, ohne eine solche Elite wären beide Vereine nie grossen Unternehmungen gewachsen gewesen: in dem Masse, wie sie vorwärts schritten, wurden sie mit Notwendigkeit in ihrem Wesen socialistisch.

Und in dem socialistischen Geist liegt eine Bürgschaft für ein organisches Fortschreiten des Verbandes, wie die bestimmte Aussicht ungeheurer Widerstände der herrschenden Classen. So, wie die proletarischen Kräfte heute in Norditalien organisiert sind, dürften sie im stande sein, diese Widerstände zu überwinden. Von 5 Wahlkreisen Turins sind 3 den Socialisten sicher; die nächsten communalen Wahlen werden die Stadtverwaltung in die Hände der Socialisten bringen, die jetzt schon 17 Vertreter unter den Stadträten haben. Im Parlament und im Municipium kann der Genossenschaftsverband Sachwalter finden, wenn die Privatinteressen und der politische Köhlerglauben ihm Hindernisse in den Weg legen, was zweifellos geschehen wird. So kann man auf die Arbeit der Gegner bauen, die den Classencharakter der Organisation immer klarer und reiner hervortreten lassen wird.

Die rosige Stadt.

Ein Reisebrief aus Indien.

Von

Pierre Loti.

(Dschaipur.)

Die Reise hierher geht durch ein aussterbendes Land. Hundert Meilen weit Zerstörung, Trockenheit und Staub. Zweimal ist die Zeit der Regen wolkenlos vorübergegangen, die Wiesen haben kein Gras mehr, und die Bäume keine Blätter. Wie eine Wüste ist es, — und es wären doch fruchtbare Ebenen, in denen Herden weideten und die Gerste und der Reis grünten.

Nahe der Stadt aber herrscht noch das Leben früherer Tage. In den Alleen mit den abgestorbenen Bäumen, die auf die Stadt mit ihren hohen, mit Zinnen geschmückten Wällen und spitzbogigen Thoren münden, sieht man Ochsenwagen, Herden von Kamelen, weiss gekleidete Reiter, Frauen in langen gelben und roten Schleiern; Farben und Leben, wie in den Zeiten des Ueberflusses.

Aber was bedeutet dort alle die unheimliche Aufhäufung von Lumpen am Fusse der Mauern? Menschliche Formen sind darunter verborgen . . . Was sind das für Leute am Boden? Betrunkene? Kranke? — — Vertrocknete Wesen, Skelette, Mumien! — Aber nein, es ist noch Leben darin; die Lider zucken und die Augen blicken! Einige richten sich sogar empor, sie schwanken auf langen Knochengestellen, die ihnen die Beine ersetzen, einher . . .

Ich ging durch die erste Pforte, eine andere erscheint, die durch eine innere Mauer führt. Bis zur Spitze ihrer Zinnen ist die Mauer rosenfarben bemalt und mit weissen Blumen übersät, wie in dem regelmässigen Muster bedruckter Kattunstoffe. Und in dem dicken Staub lagern wieder schwärzliche Menschenmassen, wie in Asche getaucht, noch furchtbarer anzuschauen vor dem lieblichen Rosa und den Blumensträussen der Mauer. Wie Skelette sehen sie aus, die mit braunem Schafleder bedeckt sind; die Knochen markieren sich mit schrecklicher Deutlichkeit; die Kniescheiben und die Ellbogen bilden grosse Kugeln, wie die Knoten von Stöcken. Da sieht man verlassene Familien und verlassene einzelne; die einen liegen kreuzweis am Boden im Todeskampf; die anderen halten sich noch niedergekauert, unbeweglich und stumpf, mit fieberhaft glänzenden Augen und Lippen, die sich über den langen Zähnen zusammenkrampfen. In einer Ecke sitzt eine ausgemergelte Greisin, allein in der Welt, und weint in dumpfem Schweigen auf ihre Lumpen.

* * *

Endlich, wenn man aus diesen beiden Thoren heraustritt, erblickt man die Stadt; wie ein Zauber erscheint sie, überraschend:

Eine grosse, rosige Stadt, ganz rosig, überall in der gleichen Tönung und mit den gleichen weissen Blumensträussen an den Häusern, den Mauern, den Palästen, Tempeln und Thürmen. Welch merkwürdige Herrscherlaune! Es ist, als ob der gleiche alte geblümete Stoff über alle Mauern gebreitet wäre, es ist, wie ein altes verblichenes Bild des vorigen Jahrhunderts; das ist anders, als alles, was man sonst sieht, das gewährt visionäre Wirkungen, wie ein Traumland.

Schnurgerade, einen Kilometer lange Strassen, doppelt so breit wie unsere Boulevards, eingefasst von hohen Palästen, deren Façaden die orientalische Phantasie in unendlichen Variationen belebt. Welch extravagantes Uebereinandersetzen von Säulengängen und blumengeschmückten Bogen, von Türmen und Erkern! Alles gleichmässig rosa, und das kleinste Gesims, die kleinste Arabeske ist mit einem weissen Netzmuster geziert. Es sieht aus, als ob weisse Passementerereien über den mit Sculpturen geschmückten Teilen befestigt wären, während an den flachen Stellen das ewig gleiche rosige Bild mit den gleichen verblichenen Blumen seine Wirkung übt.

Und, in einem verwirrenden Bilde blendender Farbenpracht, bewegen sich die Menschen dicht gedrängt an den Strassen entlang.

Zu beiden Seiten ist das Trottoir mit Tausenden von Kaufleuten gefüllt, die ihre Stoffe, Waffen und Geräte am Boden ausbreiten; dazwischen sieht man die Frauen mit ihren Schleiern, die mit grossen phantastischen Mustern bestickt sind, mit ihren nackten Armen, die bis zu den Schultern mit Ringen bedeckt sind. In der Mitte der Strasse ist ein beständiges Vorüberziehen von Reitern, mit silbernen Waffen auf glänzenden Satteln, von schweren Karren, die von Zebus mit bemalten Hörnern gezogen werden, von Scharen angebundener Kamele, von Elefanten im Goldkleid, deren Rüssel mit tausend Zeichnungen bekleckst worden ist. Auch Dromedare ziehen vorüber, die von zwei Personen

einer hinter der andern, geritten werden; sie gehen im leichten Trab, den Kopf etwas vorgestreckt, wie Strausse im Anlauf. Ganz nackte Fakire, von Kopf bis zu den Füßen mit weissem Staub bedeckt, kommen einher, Tragsessel und Sänften werden vorübergetragen: der Orient mit seinen Märchenwundern zieht vorüber in der Umrahmung des Bildes der rosenfarbenen Stadt.

Die zahmen Panther des Königs werden am Seile vorübergeführt, damit sie sich an die Welt gewöhnen. Sie haben etwas Duckmäuserisches in ihrem Gang und sehen in ihren kleinen gestickten Hüten mit einer Rosette unter dem Kinn possierlich aus; mit grosser Vorsicht setzen sie eine ihrer Sammetpfoten hinter der andern, mit unendlicher Vorsicht, als fürchteten sie sich, Eier zu zerbrechen. Zur grösseren Sicherheit hält man sie an ihrem geringeltem Schwanz, und vier Diener geben ihnen auch noch das Geleit.

Aber darunter giebt es auch unheimliche Spaziergänger — aus dem Grabe auferstandene, ähnlich den Wesen, die dort unten an den Thoren der Mauern lagern . . . Sie wagten es, in die schöne blumenfarbene Stadt zu dringen, um sich mit ihrem elenden Körper hier weiter zu schleppen! . . . Es sind ihrer viel mehr, als man zuerst dachte. Die umherirrenden, schwankenden Gestalten mit dem verstörten Blick sind hier nicht vereinzelt: auf dem Pflaster, unter den Kaufleuten, unter den hübschen ausgelegten Waren verbergen sich furchtbare Päckchen von Lumpen und Skeletten, die die Vorübergehenden zwingen, sich seitwärts zu wenden, um sie nicht mit Füßen zu treten . . .

Und diese Gespenster sind Bauern aus der Umgegend. In all den regenlosen Jahren haben sie gegen die Zerstörung des Bodens gekämpft, und die lange Leidenszeit hat sie für dieses namenlose Elend vorbereitet. Jetzt ist das alles zu Ende. Das Vieh ist tot, weil es kein Gras mehr hatte, und das Fell ist zu einem Spottpreise verkauft worden. Die Felder, die sie beackerten, sind nur noch Steppen von verbrannt, zerbröckelnder Erde, der kein Keim mehr entspriess. Um etwas zum Essen zu kaufen, haben sie die Kleider verkauft, in die sie sich hüllten; die silbernen Ringe, die sie an den Armen und an den Knöcheln trugen. Sie sind abgemagert in diesen Jahren. Und dann ist zu allem noch der Hunger gekommen, der quälende Hunger, und bald waren die Dörfer vom Leichengeruch verpestet.

Essen! Diese Leute wollten essen, daher kamen sie in die Stadt. Sie dachten, man würde Mitleid haben und sie nicht sterben lassen, denn sie hatten gehört, dass man hier Korn und Mehl wie zu einer Belagerung aufhäufte, und dass jedermann in diesen Mauern zu essen hätte.

Wirklich bringen die Ochsenwagen und die Kamele in Scharen fortwährend Säcke mit Reis und Gerste, die der König von weither kommen lässt, und das wird in den Speichern und sogar auf den Trottoirs aufgehäuft, aus Furcht vor der um sich greifenden Hungersnot, die von allen Seiten die schöne rosige Stadt bedroht. Aber das will gekauft werden, und dazu braucht man Geld. Der König lässt freilich davon an die Armen, die seine Residenz bewohnen, verteilen. Es würde nicht genügen, zum auch den Bauern, die zu

Tausenden in den Ebenen verkommen, zu helfen, und so wendet man sich von diesen ab. Und nun irren sie durch die Strassen, an den Orten vorbei, an denen man isst, und hoffen, dass man ihnen noch einige Reiskörner zuwerfen wird. Dann kommt die Stunde, in der sie sich niederlegen, gleichviel wo, die Stirn auf dem Pflaster, um zu sterben . . .

* * *

Jetzt will man hundert Kornsäcke, die die Kamele heranschleppen, auf einem Trottoir vor den überfüllten Speichern ablagern, aber an dem ausgesuchten Platz liegen drei abgemagerte kleine Kinder von fünf bis zehn Jahren, ganz nackt, eng aneinander geschmiegt. Sie müssen entfernt werden.

„Es sind drei Brüder“, erklärt eine Nachbarin; „die Eltern, die sie hergebracht haben, sind gestorben (am Hunger natürlich); so sind sie da, und da bleiben sie, sie haben dort niemand mehr.“

Und diese durchaus nicht böse aussehende Frau scheint das natürlich zu finden! . . . Mein Gott, was ist das für ein Volk? Wie sieht es in diesen Menschen aus, die um nichts in der Welt einen Vogel töten möchten, aber die die Kinder vor ihrer Thüre sterben lassen!

Das Kleinste der drei scheint dem Tode am nächsten. Es rührt sich nicht, es hat nicht mehr die Kraft, die Fliegen zu verjagen, die sich am Rande seiner Lider festsetzen; sein Leib ist so flach geworden, als hätte er alle seine Eingeweide verloren, die Knochen des gebrechlichen Beckens haben die Haut durchbohrt bei dem Umherschleppen auf den Pflastern der Strassen, und der Darm, der aus dem verfallenen Fleisch herausgetreten ist, hängt wie ein roter Lappen herab, auf dem sich die Ameisen sammeln.

Sie müssen fort. Der Aelteste nimmt sorgsam den armen Kleinen auf den Arm und führt den Zweiten, der noch gehen kann, an der Hand; und so gehen sie schweigend davon.

Aber die Augen des Jüngsten haben sich einen Moment geöffnet. Dieser unschuldige Märtyrerblick! Was drückt er nicht alles aus an Todesangst, Vorwurf und erstaunter Frage, warum er so unglücklich ist, so verlassen und so viel zu leiden hat! . . . Aber rasch schliessen sich die brechenden Augen wieder, wieder kleben die Fliegen daran, und der arme kleine Kopf fällt auf die mageren Schulter des Aeltesten herab, der ihn trägt.

Dieser kleine Aelteste, der sich als Familienvater fühlt, führt seine Brüder ein wenig unsicher, aber ohne Thräne, ohne Murren, bewunderungswürdig in seiner Resignation und seiner kindlichen Würde. Er sieht sich um, ob es weit genug ist und er niemand mehr stört; dann bettet er die Brüder wieder mit unendlicher Vorsicht mit dem Kopf auf den Steinen und legt sich neben sie.

* * *

Auf dem Hauptplatz, auf den die schönsten Strassen münden, erreicht der eigentümliche Luxus dieser Stadt seine seltsamste Wirkung. Rösig bis zur äussersten Spitze, wie grosse rosige Taxishecken mit weissen Blumen, ragen die Pyramiden der Brahma-Tempel unter den Schwärmen schwarzer Vögel in die

stauberfüllte Luft. Rosig und von weissen Blumen übersät ist die Façade des Königspalastes. Sie ist höher, als die Façaden unsrer Kathedralen, und seltsam sind die gegen hundert gleichen Kioske, jeder mit den gleichen Säulengängen, den gleichen Gittern, den gleichen complizierten kleinen Kuppeln übereinandergelagert, aber hoch oben weht die Fahne mit den Farben des Königreichs, die der trockene Wind in der Luft bewegt. Rosig, mit weissen Blütensträussen sind die Paläste, die Häuser, die sich nach allen Seiten in die staubigen Fernen verlieren.

Hier ist die Menge mehr mit Juwelen geschmückt, lebhafter, geräuschvoller in der vollen festlichen Pracht ihrer Farben. Aber auch die hungrigen Wanderer sind hier zahlreicher, besonders die armen kleinen Kinder, denn in der Mitte dieses Platzes werden im Freien Reiskuchen und Brotkuchen mit Zucker und Honig gebacken, und das lockt sie hierher; natürlich bekommen sie nichts, aber sie bleiben trotzdem, zitternd vor Schwäche auf ihren kleinen Beinen und die Augen weit aufgerissen vor fieberhaftem Verlangen nach den süssen Dingen.

Von Stunde zu Stunde wächst der Zug der Ausgehungerten; wie eine Leichenflut ist es, die vom Lande zur Stadt dringt, und die Wege in der Ebene sind voll mit solchen, die sterben, ehe sie zu den Thoren gelangen.

Eine Frau, ein Gespenst von einer Frau, hat sich in verzweifelterm Flehen vor einen Kaufmann gestellt, der mit Armbändern handelt und ganz warme Krapfen isst. An ihre ausgetrockneten Brüste presst sie einen kleinen, verhungerten Säugling. Nein, er giebt nichts, der Kaufmann, er nimmt sich nicht einmal die Mühe, hinzusehen. Da verzweifelt die Mutter, der die Brust versiegt ist, und der das Kind dahinstirbt, und ihre Zähne lösen sich von einander zu dem langen Schrei einer verzweifelten Wölfin. Sie ist jung, und sicher war sie hübsch; ihre Jugend ist noch selbst auf diesen eingefallenen Wangen zu erkennen; vielleicht ist sie sechzehn Jahre, selbst fast noch ein Kind . . . Sie hat endlich verstanden, dass niemand Mitleid hat, und dass sie verdammt ist; da verlängert sie ihren hoffnungslosen Schrei, sie muss schreien, wie die Stiere im Todeskampfe brüllen, — neben ihr aber schreiten ruhig mit dumpfen Schritten grosse, wohlgenährte Elephanten, die das teure Futter fressen, das von weit her für sie bestellt worden ist.

Und über dem Geschrei der Menschenmassen erhebt sich das Gekrächz der Raben, die sich auf den Dächern und in der Luft zu Tausenden angesammelt haben. Dieser ewige krächzende Chor, der in Indien allen andern Lärm des Lebens betäubt, steigert sich hier zu einem wahren Freudengeheul: die Zeiten der Hungersnot, da überall der Tod sich fühlbar zu machen beginnt, sind für die Raben, die Geier und die Fliegen die Zeiten des Ueberflusses und der Freude.

Inzwischen nehmen die Krokodile des Königs im Hintergrund der eingemauerten Gärten ihre Mahlzeit ein.

Dieser Königspalast ist mit seinen zahllosen Gebäuden, seinen Pferdeställen, seinen Elefantenhäusern eine Welt für sich. Um zu dem künstlichen

See zu kommen, in dem die Krokodile wohnen, muss man unzählige spitzbogige Pforten mit eisernen Thürdrückern überschreiten, zahllose Höfe, so gross wie die Gänge des Louvre, die von den Raubtierhäusern mit vergitterten Fenstern und natürlich auch mit rosigen, von weissen Blumen übersäten Mauern umgrenzt werden.

In diesen Vierteln haben sich heute viele Menschen zusammengefunden, deren Namen verlesen werden; es ist heute der Tag der Besoldung für die Soldaten, und sie warten alle, ein wenig wild aussehend und oft prächtig, und halten Lanzen oder Standarten; man zahlt ihnen in altertümlichen Stücken, runden silbernen Münzen, oder in Bronzemünzen von viereckiger Form aus.

In einem Marmorsaal mit Colonnaden und ciselierten Bogen ist ein grosses Stück von purpurnem Sammet über einen gigantischen Stickrahmen gespannt, und zehn Sticker arbeiten daran, es mit Goldblumen im Hochrelief zu bedecken: ein neues Kleid für einen Lieblingselephanten.

Die Gärten sind durch mühsame Besprengungskunst noch fast grün erhalten, sie überraschen, wie eine Oase inmitten dieses verbrannten Landes; sie sind weit, wie Parks, und in trauriger Abgeschiedenheit zwischen den fünfzig Fuss hohen und mit Zinnen geschmückten Mauern; gerade Alleen nach alter Art und Marmorpflaster, Cypressen, Palmen, viele Rosen und kleine Orangewälder, die die Luft mit süssem Duft erfüllen; überall Marmorsitze, um im Schatten auszuruhen, Marmorkioske für die Tänze der Bajaderen und Marmorbassins für die Bäder der Fürsten. Pfauen, Affen, — und, unter den Orangenbäumen, selbst raublustige Schakale mit verbundener Schnauze.

Schliesslich der grosse Teich, der auch von schrecklichen Mauern umschlossen und in den zwei regenlosen Jahren halb vertrocknet ist, da schlummern im Schlamm die grossen, hundertjährigen Krokodile, wie unbewegliche Felsen; aber ein ganz weissgekleideter Greis kommt und beginnt auf den Stufen einer Treppe, die ins Wasser hinabführt, zu singen; zu singen mit der klaren Stimme des muselmännischen Rufers zum Gebet, mit grossen Armbewegungen, um sie zu locken. Dann erwachen die Krokodile, zuerst langsam und faul, bald in furchtbarer Eile und Behendigkeit, und sie kommen eilig heran. Mit ihnen schwimmen grosse, gefrässige Schildkröten, die gleich ihnen den Ruf gehört haben und auch fressen wollen. All das bildet einen Kreis am Fuss der Stufen, auf denen der Greis steht; ihn unterstützen zwei Diener mit Fleischkörben. Die klebrigen und fahlen Rachen öffnen sich, und Teile von Ziegen, rohen Pferdeschenkeln, Eingeweide werden hineingeworfen.

* * *

Draussen auf den Strassen ruft niemand mit Gesängen die Ausgehungerten, um ihnen Speise zu geben. Die neuen Ankömmlinge wandern noch immer umher, sie strecken ihre Hand aus und schlagen sich auf ihren platten Leib; wenn jemand hinsieht; die anderen, die die Hoffnung auf Hilfe verloren haben, liegen überall umher, unter den Füssen, zwischen der Menge und den Pferden.

Da, wo sich die zwei Alleen vom Palast und den rosigen Tempeln kreuzen, auf einem der Plätze, auf dem sich die Kaufleute, die Reiter, und die in Mousseline gehüllten und mit goldener Ringen bedeckten Frauen zusammendrängen, hat ein Fremder seinen Wagen bei einem unheimlichen Haufen von Ausgehungerten, die sich nicht rühren, angehalten, und er hat sich gebückt, um ihnen in ihre kraftlosen Hände Geldstücke zu drücken.

Da ist es plötzlich, wie die Auferstehung eines ganzen Volkes von Mumien; Köpfe richten sich aus den Lumpen empor, die den Körper bedecken, die Augen blicken, und dann erheben sich die ausgemergelten Gestalten: „Wie! ein Almosen! Es giebt jemand, der schenkt! Wir werden Essen kaufen können!“ Das Erwachen vom Tode verbreitet sich in schnellem Zuge zu anderen, weiter entfernten Menschenhaufen, die hinter den Spaziergängern, hinter den ausgelegten Stoffen oder den Oefen der Bäcker verborgen lagen. Und alles erhebt sich und geht: Totenmasken, deren zusammengeschrumpfte Lippen die Zähne zu deutlich sehen lassen, hohle Augen mit von Fliegen zerfressenen Lidern, Brüste, die wie leere Säcke auf dem mageren Brustkasten herabhängen, Knochen, die mit dem Geräusch kleiner Holzstücke gegeneinander stossen. Und der Fremde ist innerhalb einer Minute von einer furchtbaren Menge umringt, bedrängt von erdfahlen Händen, mit grossen Nägeln gepackt, die ihm sein Geld zu entreissen suchen, — die armen Augen dagegen bitten berecht um Verzeihung, drücken Dankbarkeit aus und flehende Bitte . . .

Und dann vollzieht sich schweigsam der Untergang. Eine der gespensterähnlichen Gestalten, die vor Schwäche schwankte, hat sich an ein anderes Gespenst neben ihm geklammert, das auch schwankte, und der Fall teilt sich von einem zum andern mit ohne Schrei, ohne Widerstand; alle die kraftlosen Geschöpfe klammern sich aneinander und fallen zusammen, wie umgeworfene Kegel, dann rollen sie ohnmächtig in den Staub und erheben sich nicht mehr . . .

In diesem Moment hört man die Klänge von Musik in der Ferne, und ein neues Summen entsteht in der Menge: ein Zug naht, ein religiöser Zug, der für morgen eine feierliche Ceremonie in den Tempeln des Brahma ankündigt. Einer der Knaben, die Platz machen sollen, packt eine ausgehungerte Greisin, die bei ihrem Fall die Arme über Kreuz und das Gesicht im Staub die erlaubte Grenzlinie überschritten hatte, und wirft die gequälte und ächzende Frau auf das Trottoir zurück.

Der schöne Zug kommt vorüber. Ein schwarzer Elephant schreitet voran; er ist bis zur Spitze des Rüssels mit Gold bemalt; hinter ihm kommt im Processionsschritt die Musik, die mit Dudelsäcken und Biechinstrumenten eine Melodie in Moll spielt.

Es folgen vier Elephanten an der Front; sie tragen als Götter gekleidete Epheben mit hohen perlenbesetzten Tiaren; die farbigen parfümierten Puder unter das Volk streuen. Es sieht aus, als ob sie Wolken verbreiteten, so fein und leicht ist der Puder; ihre Elephanten, die ihn aus erster Hand empfangen, haben bizarre Färbungen erhalten, der eine ist violett, der andere gelb, ein dritter

grün, und ein vierter rot. Die lächelnden Epheben streuen mit vollen Händen, und die Menge färbt sich nach Belieben Kleider, Turbane, Gesichter. Selbst die kleinen Kinder, die im Sterben liegen, die kleinen ausgehungerten Skelette, die auf dem Rücken liegen und zu Boden blicken, erhalten eine Wolke von rotem Puder, der mit Sandelholz parfümiert ist; ihre Hände waren zu schwach, um sie abzuwehren, und so sind ihre Augen voll davon.

* * *

Plötzlich bricht jetzt der Abend herein; die rosige Stadt mit den weissen Sträussen verbleicht überall zur gleichen Zeit unter einem Himmel von sinngrüner Färbung. So gesättigt ist er mit Staub, dass der silberne Mond fahl darin erscheint. Die schwarzen Schwärme der Vögel lassen sich gemeinsam nieder, um zu schlafen; auf den Gesimsen der rosigen Paläste drängen sich Tauben und Raben dicht zusammen und bilden lange, düstere Streifen. Aber Geier und Adler verweilen noch in der Luft und schweifen umher. Und die frei lebenden Affen, die auf den Dächern wohnen, verfolgen sich in der nächtlichen Stunde, hoch aufgerichtet auf ihren Pfoten und mit erhobenem Schwanz, seltsame kleine Silhouetten, die am Rande der Dächer entlang eilen.

Unten wird es still auf den grossen Strassen, denn die orientalischen Städte kennen kein Nachtleben.

Eine der gezähmten Tigerinnen, die sich zur Ruhe in den Palast begeben soll, sitzt gesättigt, den Hut zur Seite und zur Zeit ungefährlich, an einer Strassenecke auf den Hinterpfoten, zwischen zwei ebenfalls sitzenden Wärtern, von denen der eine sie immer am Schwanz hält. Ihre unergründlichen Augen in der blassgrüne Färbung des Niersteins sind auf eine Gruppe kleiner Kinder, Opfer der Hungersnot, gerichtet, die zwei Schritt von ihr entfernt am Boden stöhnen.

Die Kaufleute falten in Eile ihre vielfarbigen Stoffe zusammen, sammeln ihre glänzenden Kupfergeräte, ihre Wagschalen und ihre Gefässe in Körben. Sie wollen zu ihren Wohnungen, und sie entdecken beim Einpacken die Gruppen der Ausgehungerten, die unter ihren hübschen Waren liegen. Die Hungernden bleiben allein, während der Nacht sind sie die Herren des Pflasters.

Die Sterbenden sind jetzt für sich; die grosse Leere um sie herum zeigt sie noch zahlreicher, als bisher. Bald wird man nichts anderes mehr sehen, als diese gespenstischen Gestalten in ihren Lumpen, die nicht vom Boden verschwinden werden.

Ausserhalb der Mauern, in dem verlassenen Land, bevölkern sich die Bäume in grosser Fülle während der hereinbrechenden Dämmerung. Die Adler, die Geier und die glänzenden Pfauen gruppieren sich hier in Familien. Sie bilden grosse dunkle Flecke zwischen den leichten Aesten, die kein Laub mehr tragen. Allmählich verstummen ihre Rufe, die sie am Tage auszustossen pflegen, nur von Zeit zu Zeit ertönt noch ein vereinzelter Schrei, immer seltener. Die ächzenden Stimmen der Pfauen werden am Abend noch am längsten gehört, und bald beginnen die Schakale ihre unheimliche Antwort.

Zehn Uhr: Sehr spät für diese Stadt, in der fast alles Leben mit der untergehenden Sonne erlischt. Das Land umher hat sich in grosses Schweigen gehüllt. In der Ferne scheint es wie Nebel, aber es ist noch der Staub, denn alles ist vertrocknet. Der blasse Strahl des Mondes fällt auf den mit weissem Staub bedeckten Boden und auf die abgestorbenen Bäume, auf die mit Asche bedeckten Kaktuspflanzen; in der plötzlichen Kühle der Nacht könnte alles wie Schnee und Winter erscheinen. Es wird kalt für die Kleinen, die ganz nackt im Todeskampf am Boden liegen und röcheln.

Innerhalb der Mauern herrscht dasselbe Schweigen, wie draussen. Hier und da gedämpfte Klänge aus dem Innern der Brahma-Tempel, sonst überall lautlose Stille. Auf den hohen Treppen dieser Tempel, die steinerne Elefanten bewachen, steigen noch einige weissgekleidete Gestalten hinauf oder herab, sonst niemand mehr, die Strassen sind leer, — die langen, geraden Strassen, die ohne das Hin und Her der Vorübergehenden und der Processionen noch breiter und ganz unermesslich erscheinen. In der nächtlichen Ruhe scheint das verblichene Bild der rosigen Stadt, die auch noch rosig ist unter dem Schein des Mondes, die Pracht der Paläste und der zackigen Türme noch zu vergrössern.

Aber an den Chausseen neben den Kornsäcken, die aus Furcht vor der Hungersnot aufgehäuft sind, und die von mit Stöcken bewaffneten Wächtern bewacht werden, sind die schwärzlichen Menschenhaufen immer an derselben Stelle, keuchend unter ihren Fetzen, die Leichenhaufen, die hingekauerte Menge der Hungernden. In kleinen Zwischenräumen sieht man jetzt kleine Nischen, kleine Steinaltane, die am Tage von der Menge verdeckt wurden; jede birgt einen Gott, den furchtbaren Ganeshi mit dem Elefantengesicht oder Shiva, den Fürsten des Todes, und jedes Götzenbild hat seine Blumenguirlande und seine Laterne, die bis zum Tage brennt.

Formlos und unbeschreiblich sind diese mit Lumpen bedeckten Haufen, die in dem Graurosa der verzauberten Stadt alle die schwarzen Flecken bilden; aber von Zeit zu Zeit hört man ein Husten, ein Stöhnen oder ein Röcheln in der unbeweglichen Menge; manchmal erheben sich auch die abgemagerten Arme, bewegen sich in der Luft, schütteln wie im Fieber die Lumpen — oder es sind auch die mageren Knochen der Beine, die durch eine grosse vorspringende Kniescheibe noch zusammengehalten werden. . . Was kümmert die an der Erde liegenden Hungernden der leuchtende Tag oder die Ruhe der Nacht oder der strahlende Morgen! Es giebt für sie keine Hoffnung mehr, niemand hat mit ihnen Mitleid. Sie müssen bleiben, wo ihr Haupt schwer zu Boden gesunken ist, und dort, auf demselben Pflaster die grosse Ruhe erwarten, die allem ein Ende machen wird.

Rundschau.

Öffentliches Leben.

Genossenschaftsbewegung. (Consumentenorganisation gegen Producentenringe. — Die Einigungsbe-

strebungen der Berliner Consumvereine. — Verein für sociales Genossenschaftswesen. — Militärvereine gegen Consumvereine. — Die dänische Grosseinkaufsgesellschaft im

Jahre 1899). Wenn jemals die Consumgenossenschaftsbewegung unter einem günstigen Zeichen gestanden hat, so ist dies jetzt der Fall. Auf allen Gebieten vollzieht sich vor unseren Augen mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit der Zusammenschluss der Producenten in Fabrikantenringe, Trusts, Cartelle etc. zwecks Heraufschraubung der Warenpreise. Im Laufe der letzten Jahre, ja im Laufe weniger Monate haben eine grosse Zahl der wichtigsten Lebensmittel-Bedarfsartikel eine Verteuerung von 10, 20 und mehr Procent erfahren. So ist während der letzten 6 Monate der Preis für Seife um 6 Pfg. pro Pfund gestiegen, die Preise für Zucker sind nach Schliessung des Zuckerrings sogar mit einem Ruck um 20% über ihre frühere Höhe emporgeschneilt: Dasjenige Product aber, an dem, einmal infolge seiner Unentbehrlichkeit, dann aber auch wegen der aussergewöhnlichen Höhe der Preissteigerung, die 50 und mehr Procent beträgt, dem consumierenden Publicum der Segen der Fabrikantenringe besonders klar wird, ist die Kohle. In der That: ein eigenartiges Schauspiel, dieser moderne Raubzug, unternommen von einer Handvoll schwerreicher Grubenbesitzer gegen die Taschen eines ganzen Volkes, dem keiner, aber auch keiner entgehen kann, der nicht selbst zur Zunft gehört, sei er noch so reich und mächtig oder noch so arm und selbst hilfebedürftig. Und demgegenüber sind die Regierung und die Parteien gleichfalls rat- und thatlos, — teils nicht gewillt, teils unfähig, Abhilfe zu schaffen. Ein klägliches Schauspiel! Aber eine gute Seite hat diese schlimme Sache doch! Ein drastischeres Beispiel, um den Wert und die Notwendigkeit der Consumvereine zu beweisen, konnten sich die Freunde der letzteren garnicht wünschen. Die immer mehr um sich greifende Organisation der Producenten schreit geradezu nach einer allgemeinen Organisation der Consumenten, die zunächst als geschlossene Macht den Producentenringen entgegenzutreten hätte, um dann in ihrer weiteren Entwicklung die Production selbst in die Hand zu nehmen. Thatsächlich hat ja auch insbesondere die Kohlennot bereits in diesem Sinne gewirkt. Allorts sind Kohlencassen gegründet worden oder im Entstehen. Natürlich sind diese vereinzelten Vereine dem mächtigen Kohlensyndikat auch noch lange nicht gewachsen. In dieser Erkenntnis hatten sich am 15. Juli die Vertreter von 57 Kohlencassen Frankfurts, Hessens und Hessen-Nassaus, die zusammen einen jährlichen Bedarf von 5—800000 Centnern haben, in Frankfurt zusammengefunden, um über Abwehrmassregeln gegen die Kohlennot zu beraten. Das Resultat

dieser Besprechung war die Einsetzung einer Commission zur Vorbereitung eines gemeinsamen Verbandes der Kohlencassen Hessens und Hessens Nassaus. Ein solcher Verband kann natürlich dem Syndikat schon eher als Machtfactor entgentreten und Concessionen erzwingen. In wie viel höherem Masse vermöchte dies aber unsere Grosseinkaufsgesellschaft, wenn derselben sämtliche deutsche Consumvereine und Kohlencassen als Mitglied angehörten? Damit wäre dann aber auch die Vorbereitung gegeben, um sich ganz dem Machtbereich der Kohlenfürsten zu entziehen durch die Erwerbung eigener Gruben. Das klingt uns wie eine Utopie. Thatsächlich haben die englischen Consumvereine bereits diesen Schritt gethan. Die Mitglieder dieser Vereine sind für immer geschützt gegen eine Verteuerung ihrer Seife, ihrer Stiefel, ihrer Kleider und Stoffe, ihrer Kohlen u. s. w. aus dem einfachen Grunde, weil sie all diese Dinge und noch viel mehr selbst resp. durch ihre Grosseinkaufsgesellschaft herstellen. Möge die wachsende Einsicht der deutschen Consumvereine in die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses unsere Grosseinkaufsgesellschaft bald gleichfalls in die Lage versetzen, derartigen Aufgaben zu genügen.

Wir berichteten seiner Zeit im Februar-Heft dieser Zeitschrift auch über die Einigungsbestrebungen der Berliner Consumvereine. Leider ist die damals geplante Gründung eines Verbandes von zehn Berliner Consumgenossenschaften zwecks gemeinschaftlichen Wareneinkaufes an dem Widerstand gescheitert, den der Abg. Wurm und seine die Majorität bildenden Gesinnungsgenossen der Zulassung solcher Vereine entgegengesetzten, die „politische Tendenzen verfolgen, d. h. die Genossenschaft als ein Mittel zur Lösung der socialen Frage betrachten.“ Es wurde die Bedingung aufgestellt, dass nur eingetragene Genossenschaften mit 150 Mitgliedern dem Verbands angehören dürften und damit von den zehn Vereinen sechs (darunter freilich nur zwei grösseren mit 350 resp. 300 Mitgliedern) die Teilnahme an der Vereinigung unmöglich gemacht. Diese ausgeschlossen Vereine haben nun ihrerseits einen grossen Berliner Consumverein gegründet, der sich am 1. Juli als nicht eingetragene Genossenschaft constituirt hat. Die Leitung der Geschäfte, für die eine provisorische Verwaltung eingesetzt worden ist, soll eine centralistische sein, dagegen soll die Ausübung der Propaganda etc. den localen Gruppen überlassen bleiben. Diese Umschmelzung einer Reihe kleiner zu einem grossen nahezu 1000 Mitglieder zählendem Unternehmen ist gewiss aufs wärmste zu

begrüssen. Bedauerlich bleibt nur, dass durch die auf der anderen Seite geübte Unduldsamkeit die noch ganz andere wirtschaftliche und sociale Zwecke verheissende Vereinigung sämtlicher Berliner Consumvereine, sei es nun in eine einzige grosse Consumgenossenschaft oder auch nur zu einem Einkaufsverband in weite Ferne hinausgerückt ist.

Einen eifrigen, bis jetzt freilich mehr in der Stille thätigen Vorkämpfer für eine von idealem Geist erfüllte Genossenschaftsbewegung haben wir in dem Verein für sociales Genossenschaftswesen zu Berl'n. In dem Organ des Vereins, dem Genossenschafts-Pionier (No. 6) veröffentlicht nun der Redacteur desselben, Adolf Franke, einen Programmentwurf, der sehr beachtenswerte Gedanken enthält, und an dessen Schluss der Verfasser die Aufgaben des Vereins wie folgt zusammenfasst: a) Aufklärung und Belehrung auf socialwissenschaftlichen Gebieten mit besonderer Berücksichtigung der Volkswirtschaft, Erziehung zur wirtschaftlichen Demokratie und harmonischen Menschengemeinschaft. b) Einwirkungen auf die bestehenden genossenschaftlichen Organisationen, um sociale Motive in ihnen zur Geltung zu bringen und ihre materiellen Mittel auf höhere sociale Zwecke hinzulenken. c) Propaganda für den Anschluss an bestehende und Gründung neuer genossenschaftlicher Organisationen. d) Unterstützung und Verbreitung der genossenschaftlichen Presse und Litteratur.

Einschönes, wenn auch etwas ideologisches Programm, in dem sich alle aufrichtigen Freunde einer socialen Genossenschaftsbewegung zusammenfinden könnten.

Gegen die Consumgenossenschaften werden in Sachsen zur Abwechselung wieder einmal die Militärvereine mobil gemacht. Wie wir dem Wochenbericht entnehmen, sind in verschiedenen Orten die zugleich Consumvereinen angehörenden Mitglieder der Militärvereine aufgefordert worden, aus dem Consumverein auszutreten; andererseits sei ihrer Mitgliedschaft bei dem Militärverein verlustig gehen würden. Die Leipziger Volkszeitung hat ein derartiges Schreiben, das einem Arbeiter in Borna zuzug, veröffentlicht. Dieser Ukas zeigt so recht, in welcher unerhörten Weise die Militärvereine in das Privat- und Wirtschaftsleben ihrer Mitglieder einzugreifen sich erdreisten. Sie zwingen dieselben, entweder auf die wirtschaftlichen Vorteile, die ihnen die Consumvereine gewähren, zu verzichten, oder die ihnen durch jahrelanges Beisteuern zu den Cassen der Militärvereine erwachsenen Ansprüche aufzugeben. Uns ist es nicht zweifelhaft, wenn in

diesem Kampfe Sieger bleiben wird, und dass dem gesunden Sinne der arbeitenden Classen die schwerwiegenden Vorteile aller Art, die ihnen die Consumvereine bieten, wertvoller erscheinen werden, als die Betteltrocken und schönen Phrasen der Militärvereine. Der Popularität des Militarismus dürfte allerdings ein solches Vorgehen schwerlich förderlich sein.

Wie unser kleiner Nachbarstaat Dänemark in Bezug auf das Gewerkschaftswesen eines der fortgeschrittensten Länder ist, so finden wir dort auch eine hochentwickelte Genossenschaftsbewegung. Insbesondere hat die Organisation des gemeinschaftlichen Einkaufs der Consumvereine dort schon eine viel höhere Stufe erreicht, als z. B. bei uns in Deutschland. Der dänische Grosseinkaufsgesellschaft gehörten am 1. Januar 1900 523 Vereine an (gegen 72 Vereine, die die deutsche Gesellschaft als Mitglieder zählte.) Der Umsatz betrug im Jahre 1899 8750161 Kr. (1 Krone = 1,12 Mk.) und der hierbei erzielte Reingewinn: 050000 Kr. (6246072 Mk. resp. 43216 Mk. in Deutschland.) Der Reingewinn stellt sich somit auf $4\frac{1}{3}\frac{0}{10}$ der dividendenberechtigten Warenbezüge, die die Höhe von 6785365 Kr. erreichten, ein für eine Grosseinkaufsgesellschaft sehr hoher Procentsatz (Deutschland $\frac{3}{4}\frac{0}{10}$). Freilich wirtschaftet die dänische Gesellschaft auch mit einem ganz anderen Capital. Ihre Mitgliederanteile haben die Höhe von 218347 Kr., wozu noch 295465 Kr. geliehenes Capital kommen, während das deutsche Unternehmen 1899 nur über ein Gesellschafts-capital von 140000 Mk. verfügte. Die dänische Grosseinkaufsgesellschaft besitzt auch eine Anzahl Grundstücke, auf denen sich grosse Warenniederlagen befinden; zur Eigenproduction ist sie noch nicht vorgeschritten.

Gertrud David.

Kunst.

Die zweite Kunstausstellung der Berliner Secession erfüllt die Erwartungen, die man nach dem guten Gelingen der ersten hegen durfte. Die Ausstellung des Vorjahres war nach dem plötzlichen Bruch mit der grossen Masse der Berliner Künstler, die über den Ausstellungspalast in Moabit verfügt, in grosser Hast zusammengebracht worden, und es war fast ein Wunder, dass sie so ausgezeichnet wurde; aber sie wies doch hie und da Lücken auf, die durch die Art ihres Zustandekommens zu erklären waren. In diesem Jahre sind sorgfältige Vorbereitungen getroffen, und es ist gelungen, in einem vielseitigen Bilde einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der deutschen Malerei zu geben.

Durch den Anbau zweier neuer Säle war es möglich, die Zahl der ausgestellten Werke etwas zu erhöhen. Es sind aber immer nur noch wenig über vierhundert, so dass eine strenge Auswahl getroffen werden musste. Aber so hat auch ein jedes der Werke seine Bedeutung, es versinkt nicht in der Masse, das Ganze bleibt übersichtlich. Im allgemeinen bietet die Secession auch diesmal wieder eine deutsche Ausstellung. Das Ausland ist zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, wie im vorigen Jahre, aber es sind nur einzelne Künstler mit hervorragenden oder bezeichnenden Werken herangezogen, die geeignet sind, das Bild der modernen Malerei zu vervollständigen.

Gerade von der Kunst des Auslands sind daher neue Eindrücke eigentlich nicht geboten worden. Es sind einige wenige für den Werdegang der modernen Malerei sehr interessante französische Arbeiten da, besonders drei köstliche Landschaften von Pissarro, Ausblicke über weite hügelige Felder in mildem Sonnenlicht, die zu seinen besten gehören; Renoir ist mit einem Frauenportrait und einer Freilicht-Blumenstudie sehr gut vertreten.

Von der jüngeren Generation fallen die lichten farbigen Freilichtbilder d'Espagnats, das pointillistische Bild von Luce, die in ihrer Farbenbehandlung beachtenswerten Schilderungen aus der Bretagne von La Touche und Cottet auf. Von den Engländern sind besonders die Portraisten vertreten, Whistler, Lavery, Sauter und Cameron, ferner Brangwyn mit einer seiner sehr schönen Scenen aus dem Orient, Musikanten im Schatten der Bäume. Der Genfer Hodler, der in seiner Vaterstadt schon manchen erbitterten Kampf hervorgerufen hat, zeigt zwei seiner markig gezeichneten, colorierten Cartons aus einem Cyklus: Der Rückzug der Schweizer bei Marignano; von dem unlangst verstorbenen grossen Italiener Giovanni Segantini sieht man zwei seiner Scenen aus den Hochalpen. Von den Ausländern findet am meisten Beachtung der Schwede Anders Zorn; seine Werke, ein Selbstbildnis, eine Maja, ein Intérieur, Sonntagsmorgen, und ein Freilichtbild: Waldbach, wirken geradezu verblüffend, durch diese unbedingte Herrschaft über die technischen Mittel; sie scheinen vollständig mühelos heruntergestrichen, und sie sind doch von einer Lebendigkeit im Ausdruck, von einer Wahrheit im Ton, von einer Ungezwungenheit und Feinheit in der Composition, der in diesen Beziehungen kaum etwas anderes an die Seite gestellt werden kann.

Das Gesamtbild der deutschen Malerei, wie es in der Secession gegeben wird, ist sehr erfreulich. Es könnte in der letzten Zeit nach den Eindrücken, die man in den kleineren Ausstellungen in Berlin erhielt, wohl öfter scheinen, als befänden sich viele der deutschen Maler auf Abwegen; nachdem man die naturalistische Schulung vom Ausland angenommen und sich langsam eine eigene deutsche moderne Malerei entwickelte, war es wie über Nacht in manchen Kreisen guter Ton geworden, über den „Naturalismus“ nur noch achselzuckend zu reden; die neue „Phantasiemalerei“ wurde die Lösung. Es war das eigentlich zwar mehr in dem Lager der Kunstschreiber der Fall, die den Naturalismus „überwunden“ und bis dahin verkannte Künstler auf den Schild gehoben hatten, aber das Geschrei war doch stark genug, um einigen jüngeren Künstlern den Kopf zu verdrehen, die nun gleich mit der Phantasiemalerei begannen, statt dass sie bei ihnen vielleicht die schöne Frucht eines in der naturalistischen Schule gereiften Könnens geworden wäre.

Die Berliner Secession hat das grosse Verdienst, hier ein Halt geboten und die Entwicklung wieder auf naturgemässe Bahnen zurückgebracht zu haben. Die ansehnliche Zahl reifer, aus dem Geiste moderner Entwicklung entstandener Werke, die sie zeigte, redet eine zu eindringliche Sprache, als dass sie überhört werden könnte. Das gerade wirkt so wohlthuend, dass weniger Glous vorhanden sind, die erregte Discussionen hervorzurufen geeignet wären, als dass vielmehr das Niveau ein so hohes ist, dass sie ein rustiges, der Ziele sicheres Fortschreiten der deutschen Maler anzeigt und so viele Werke enthält, die nicht nur etwas versprechen, sondern die schon etwas sind. Man begnügt sich nicht mehr mit der geistreichen Skizze, man ist bemüht, sie zum Bilde ausreifen zu lassen, man will einen Ausschnitt aus der Natur geben, der lebenswahr wirkt, aber dieser soll auch zu einem Bilde geformt sein, zeichnerische und farbliche Composition kommen zu ihrem Recht. Eine solide Technik ist die selbstverständliche Grundlage dieses Schaffens, aber es ist ein Ausdruck des Gefühls, dass sie sich sicher bessern, wenn die Maler sich jetzt an höhere Motive heranwagen und Probleme, wie sie den alten Malern vorgeschwebt haben, im modernen Sinne zu lösen suchen.

Es sind freilich vorläufig immer noch die Aelteren, die die Richtung geben, aber was sie erreicht, muss wirken und den Jungen den Weg weisen.

Die Ausstellung steht unter dem Zeichen Liebermanns. Er selbst hat nur ein Bild da, ein Meisterwerk, aber in seinem Geiste ist die ganze Ausstellung gehalten. Seine Badenden Jungen sind ein herrliches Bild. Man sieht über das graugrüne Meer, das sich in langen Wogen, breite Schaumlinien aufwerfend, heranwält, grau lagert der bedeckte Himmel darüber; vorn tummeln sich im Wasser die Jungen, ihre, frischen rosigen Körper schimmern in der feuchten Luft. Sie stehen wirklich frei in dieser Luft, und gleichmässig spielt das gedämpfte Tageslicht um die nackten Körper. Zwanglos ist die Composition, und doch sind die in ihrer Haltung gut charakterisierten Jungen sehr fein so verteilt, dass der Blick vom einen zum andern weit in die Tiefe gleitet. Es ist eine fertige, in sich abgeschlossene Leistung, ein Bild, an dem sich zeigen lässt, was die moderne Malerei erstrebt, und was sie kann.

Neben Liebermann tritt diesmal Louis Corinth, der jetzt nach Berlin übersiedelt ist, stark hervor. Er hat eine Reihe von Arbeiten gesandt, ein prächtiges, stark farbiges Damenbildnis; eine Susanna, die sein tüchtiges Können beweisen, und eine Salome mit dem Haupt des Johannes, in dem er mehr erstrebt. Es sind viele Figuren in einen engen Rahmen gepresst, jede einzelne ist für sich vollendet, die bleiche Dirne in dem lichtgoldgelben Schleier, wie der brutale Henker; die farbliche Composition durchläuft; von einer grellblauen Schüssel mit dem Haupte des Täufers im Mittelpunkt ausgehend, in fein abgewogenen Contrasten der blauen und grüngelblichen Töne reihen eine ausserordentliche Fülle von Nuancen, das Bild ist auch in der psychologischen Charakteristik der perversen Dirne beachtenswert, nur die Composition des Ganzen scheint zu schematisch zu sein.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, alle die Maler im einzelnen anzuführen, aus deren Werken sich der geschilderte Eindruck ergibt. Eine Spezialisierung der Maler auf einzelne Gebiete, reine Landschaft, Tierbilder, Intérieurs, Portraits, bildet sich immer mehr heraus. Dadurch werden die meisten aber durchaus nicht einseitig, sondern bringen innerhalb ihres Gebietes Variationen genug, so dass man sich ihrer Bilder immer von neuem freuen kann. Und so sehr auch ein naturalistischer Grundzug in der Ausstellung nicht zu verkennen ist, wie gross sind trotz alledem doch die Verschiedenheiten in der künstlerischen Auffassung. Da hängen z. B. neben der ganz auf Licht und Luft hin gesehenen, in ihren feinen grauen Tönen hervorragend malerischen Damenbildnisstudie

Slevogts und dem wie durch zarte graue Schleier verhüllten, mit raffiniertem Geschmack arrangierten Damenportrait von Reinhold Lepsius die zeichnerisch scharf gegebenen kräftigen Bildnisse junger Mädchen von Uhde; Ebenso weit gehen die Maler auf den anderen Gebieten auseinander. Frenzel malt seine zwar kühlen, aber tüchtigen und durchaus naturwahren Tierbilder, Schramm-Zittau sieht auf dem Geflügelhof vor allem Motive vom Spiel des Lichts über glänzende Farben u. s. f.

Selbst wenn die Maler stärker stilisieren, wie Schultze-Naumburg und Benno Becker in ihren Landschaften, — auch Leistikow ist charakteristischerweise von seiner starken Stilisierung etwas zurückgekommen, aber sein diesjähriges Hauptbild, ein Grunewaldsee am Abend, ist ziemlich flau, — so bleiben sie doch auf demselben Boden, wie die anderen Maler; dass ihre Bilder den Eindruck der Natur geben, ist auch ihnen die Hauptsache.

Die Bilder der eigentlichen „Phantasiemalerei“ sind ziemlich gering an Zahl; dies überrascht nach dem Gesagten nicht. Ludwig von Hofmann erscheint in den acht kleineren Arbeiten, die er ausgestellt hat, nicht sehr glücklich: es sind mehr decorative Farbideen, als durchgeführte Bilder. Böcklin ist mit einigen Alterswerken vertreten; auf einem Triptychon überrascht die ausgezeichnet naive frische Art, in der er kleinere Einzelmotive, wie Blumenbeete, behandelt hat; das Ganze, eine Abwandlung des „Raum ist in der kleinsten Hütte etc.“, ist man weniger geneigt hinzunehmen. Dagegen hat diesmal Hans Thoma viele gute Bilder, darunter seinen prächtigen Dörfleiger, gesandt, und eine späte Ehrung hat die Secession dem zu seinen Lebzeiten verkannten, heute mit Recht als einen der Grossen in der deutschen Malerei des XIX. Jahrhunderts angesehenen Hans von Marées erwiesen, indem sie eine Anzahl seiner Werke von der Galerie zu Schleissheim auslieh und einige Portraits hinzufügte.

Einganz besonderer Vorzug der Secessionsausstellung ist die glänzende Vertretung der Plastik. Gleich beim Eintritt begrüsst den Besucher die gewaltige überlebensgrosse Figur eines Meunierschen Arbeiters, und auch sonst ist Meunier reich vertreten neben ihm ein anderer bedeutender Brüsseler, Julius Lagae, mit einem Johannes und einem entzückenden Kinderkopf in Ellenbein. Rodin hat eine Plastik gesandt. Die Deutschen können dem Auslande vor allem Adolf Hildebrand entgegenstellen, und Hahn, Tuajlon, Wrbra Taschner und Gaul zeigen, dass trotz der heute grassierenden Denkmalswut der künst-

lerische Nachwuchs auch in der Plastik nicht auszurotten ist.

Klein, aber gewählt ist die Sammlung von Zeichnungen und graphischen Arbeiten, die übrigens im Katalog und in der Anordnung nicht von den Bildern geschieden und so als diesen gleichwertig bezeichnet sind. Einen tiefen Eindruck hinterläßt vor allem die neue Radierung von Käthe Kollwitz: Zertratene. Aus dem dunklen Grunde heben sich in dem langen schmalen Bilde in klarer Composition drei Gruppen von Gestalten heraus, in denen das Thema des Bildes variiert wird: In der Mitte langgestreckt der Leichnam eines Mannes, der an Christus gemahnt, ein Symbol der niedergetretenen Menschheit; eine streng gezeichnete Gestalt beugt sich wie tröstend tief herab und fährt mit der Rechten über die Wunde des Zer Schlagenen. Links eine Arbeiterfamilie, der nur noch der letzte verzweifelte Schritt bleibt: weinend sich abwendend reicht der Mann seinem Weibe den Strick. Rechts ein nacktes Weib, das zusammensinkend sich in Qualen windet, während ein anderes ihm das Geld bietet, das ihm mit der Erlösung von äusserer Not die Schande bringen würde. Ergreifend ist der Ausdruck dieser Gestalten, hervorragend aber auch die Behandlung der Technik.

Eine Besprechung der Secessionsausstellung darf auch die vorzügliche Anordnung der Kunstwerke nicht unerwähnt lassen, die darauf bedacht war, jedem Werk sein Recht zu geben. Es zeigte sich eben in allem ein überlegener künstlerischer Geist, der sich bemüht hatte, ein dem heutigen Stande der Entwicklung in der deutschen Malerei entsprechendes Gesamtbild zu geben.

Oskar Kuhl.

Bücher.

Dr. Karl Vorländer: Kant und der Socialismus, unter besonderer Berücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. Erweiterter Sonderabdruck aus den Kantstudien. Berlin 1900; Verlag von Reuther & Reichard.

In den Discussionen, welche vor nicht langer Zeit innerhalb des deutschen Socialismus stattgefunden haben, ist auch manches heftige Wort über Kant und die Neukantianer gefallen. Es ist deshalb verdienstlich, dass vom Standpunct unparteiischer Beobachtung eine Uebersicht über den derzeitigen Stand der Streitfrage gegeben worden ist. In der vorliegenden Broschüre hat Karl Vorländer versucht, die verschiedenen Berührungspunkte aufzudecken, die zwischen der Marx'schen und Kant'schen Gesellschafts- und Geschichts-

auffassung bestehen. Vorländer hat freilich den naiven Glauben, auch auf die Eindruck machen zu können, die sich als die Hüter des Marxismus betrachten. Die beiden Artikel des Berliner Briefschreibers der Neuen Zeit, der allwöchentlich vom Standpunct des historischen Materialismus die Chronik der Woche mit ehernen Zügen der Notwendigkeit niederschreibt, werden ihm eines besseren belehrt haben. Die den Neukantianern günstige Besprechung der Vorländerschen Abhandlung im Vorwärts liess ihn offenbar nicht ruhen, und so fühlte er sich bemüssigt, noch einmal öffentlich festzustellen, dass der Neukantianismus nichts sei, als ein „reactionäres Getuthe“. Man könnte mit Auer also reden: So lange ihr nicht ein leibhaftiges Exemplar eines solch' reactionären Neukantianers auf den Tisch des Hauses niederlegt, so lange hat jenes „marxistische“ Getuthe nicht die geringste Bedeutung. Es giebt in der That keinen neukantianischen Philosophen, der jenem Schreckgespenst entspricht. Im Gegentheil, sie stehen alle auf dem Standpunct der modernen Naturwissenschaft, und wenn sie socialphilosophische Consequenzen gezogen haben, so stehen sie in der Nähe des socialistischen Heerlagers. Zum mindesten hat nie ein Neukantianer auf Grund der Kantschen Philosophie sich gegen den Socialismus erklärt. Insofern wird die vorliegende Broschüre allen denen zur Aufklärung dienen, die aufgeklärt sein wollen.

Im ersten Abschnitt giebt Vorländer eine Uebersicht über Kants socialphilosophische Ideen, die einen durchaus ethischen Charakter tragen und mit den moralischen Ideen des Socialismus übereinstimmen. Dass Kant aus dem von ihm formulierten Moralgesetz noch nicht die wirtschaftlichen und politischen Consequenzen ziehen konnte, wie es heute geschieht, liegt an der historischen Schranke der socialen Kritik und ökonomischen Erkenntnis seiner Zeit. Im zweiten Abschnitt bespricht Vorländer die Stellung Langes, Natorps, Staudingers, Stammers und anderer zu den Problemen des modernen Socialismus. Im dritten Abschnitt giebt er eine Darstellung des „Streites um Bernstein“, soweit darin philosophische Principien berührt worden sind. Kann man auch in einzelnen Punkten anderer Meinung sei, so muss man doch anerkennen, dass Vorländer mit grosser Sachlichkeit die grundsätzlichen Fragen von der persönlichen Polemik ausgeschlossen und den Stand der Discussion treffend gekennzeichnet hat.

Nur in einem Punkte möchte ich ihm hier entgegenreten, da ich sehe, dass er einige Sätze in meinem Historischen Materi-

alismus nicht in dem Sinne aufgefasst hat, wie es die Absicht des Verfassers war. Er schreibt z. B. auf Seite 58: „Andererseits ist Wollmann selbst zu einem consequenten Idealismus doch nicht durchgedrungen, insofern er zwischen einer begrifflichen und der „wirklichen“ Erfahrung unterscheidet, deren „wirklicher“ Process „alle wissenschaftliche, systematische Darstellung“ nur „wiederspiegelt“. Wo anders existiert denn wirkliche Erfahrung, als in der Wissenschaft?“ — Ich erwidere darauf folgendes: Unter wirklicher Erfahrung verstehe ich in meinem Buch die im socialen und historischen Gesamtprocess sich vollziehende Erwerbung der Naturerkenntnisse, unter begrifflicher Erfahrung die im System der Philosophie vollzogene abstracte Darstellung dieser Erfahrung in der Sphäre der Ideen. Deshalb kann ein wissenschaftliches System nur die jeweilige Widerspiegelung jener wirklichen Erfahrung sein. In diesem psychologischen Sinne erkenne ich die Marx'sche Lehre vom Spiegelbild an, nicht aber vom Standpunct der Logik. Hier bin ich Kantianer.

Ludwig Wollmann.

Revue.

In Genf ist soeben die erste Nummer einer neuen anarchistisch-socialistischen Halbmonatsschrift erschienen. Dieselbe ist halb italienisch, halb französisch geschrieben und trägt dementsprechend zwei Titel: *Il Risveglio* — *Le Réveil*. In beiden Sprachen bringt das Blatt ein paar stottergeschriebene Leitartikel, allgemeinen Inhalts, nicht ohne sympathischen Idealismus und eine recht wohlthuende Wärme in der Kritik der bestehenden Misswirtschaft in Italien und anderswo. Natürlich fehlt es nicht an heftigen Angriffen auf die Socialdemokratie; der Inhalt dieser Angriffe besteht hauptsächlich in einer sehr phrasenhaften Bekämpfung des Parlamentarismus. „Sie fordern und warten“, heisst es von den socialdemokratischen Abgeordneten: „Anstatt dieses Wartens wird der politische Strike empfohlen.“ „Der Staat unterdrückt und massacrirt uns; beginnen wir damit, uns seiner Einrichtungen nicht zu bedienen, soweit es sich irgend vermeiden lässt; keinen Teil zu haben an seiner unterdrückenden Thätigkeit; mittels des directen, beständigen und systematischen Kampfes wollen wir seinen Einfluss lähmen und zusammenschrumplen machen (atrofizziamone).“ „Es ist nur folgerichtig, dass diese Theorie auch gleich auf ein actuelles Ereignis angewandt wird. Ein Mitarbeiter prophezeit nämlich anlässlich der Wärrn in China nicht mehr

und nicht weniger, als den Untergang unserer gesamten tausendjährigen Cultur; die Mächte werden über die Teilung der chinesischen Beute in Streit geraten — Weitzkrieg, Chads, ex. Und was schlägt der Prophet zur Abwendung dieser grauenvollen Gefahr vor? Sehr einfach: schleunigste Massenaufklärung! Brav agitieren, schreiben, reden, vor allem aber die Mütter, Herzliebsten und Bräute der Wehrpflichtigen für die gute Sache begeistern — und die Soldaten verweigern den Dienst, der Staat hat keine Krieger mehr und kracht zusammen, der Capitalismus kracht mit, die Zukunftsgesellschaft ist „erkämpft“.

Ausser dieser etwas seltsamen politischen kennt indessen der *Risveglio* auch eine gewerkschaftliche Kampfwaise. In einem längeren Artikel wird den Arbeitern lebhaft der Anschluss an die Gewerkschaften empfohlen; die Individualisten, welche die Fachvereine als „autoritäre, blos den Interessen der Berufspolitiker dienende Organisationen“ schmähen, werden dahin belehrt, dass man gerade deshalb vollzählig in die Gewerkschaften eintreten müsse, „um sie dem Einfluss der allzu verschlagenen oder allzu naiven Befürworter gesetzlicher Reformen zu entreissen, um auch sie auf den revolutionären Weg zu drängen“. Von praktischer Kenntnis der Gewerkschaften scheint der Schreiber allerdings nicht angekränkt zu sein. Er spricht sich weder für locale noch für centrale Organisation, weder für noch gegen die Arbeitslosenunterstützung, weder für noch gegen gewerkschaftliche Arbeitsnachweise, weder für noch gegen die Tarifgemeinschaften aus; ja, er hält es nicht einmal für nötig, sich bei der wirtschaftlichen und culturellen Bedeutung partieller Lohnkämpfe auch nur mit einem Worte aufzuhalten. Man tritt in die Gewerkschaften ein, strikt möglichst oft und macht dann möglichst bald den Generalstrike — fertig.

Damit aber ja niemand sich optimistischen Illusionen über die Früchte dieser Art Gewerkschaftsfreundlichkeit hingebend hat ein waadtländischer Mitarbeiter dem *Réveil* eine höchst lehrreiche Correspondenz eingesandt. Der gute Mann donnert voll moralischer Entrüstung gegen die strikenden Arbeiter in den Steinbrüchen von St. Triphon, weil sie von den Unternehmern ausser einer Lohnerhöhung auch fordern, dass nur Gewerkschaftsmitglieder eingestellt werden sollen. Man höre nun, was für Argumente er ins Treffen führt: . . .

„Dieser Anspruch der organisierten Arbeiter, einigen ihrer Cameraden, welche aus verschiedenen Gründen unabhängig zu bleiben wünschen, die Existenzmittel ab-

zuschneiden, ist absurd. Er widerspricht jedenfalls dem Grundprincip, auf welchem jede Arbeitervereinigung beruhen sollte: der Achtung vor der individuellen Freiheit, welche jeder nach seinem Belieben auslegen kann, und deren Bethätigung selbstverständlich zu mancherlei Meinungsverschiedenheiten Anlass geben kann, ohne dass man deshalb Gefahr laufen sollte, geächtet zu werden... Und gewiss können weder die organisierten Steinbrecher von St. Triphon, noch auch die organisierten Arbeiter irgend eines Berufs behaupten, dass die nichtorganisierten Arbeiter ihnen Schaden zufügen!

Aber es kommt noch schöner. Der brave Waadtländer (oder Referent für waadtländische Angelegenheiten?) schliesst seinen Erguss mit folgenden Sätzen:

„Warum sich die Sympathieen eines Arbeiters entfremden, der euch vielleicht in der unabhängigen Stellung, die er euch gegenüber zu wahren bestrebt ist, im Conflictsfall sehr nützlich wäre, während er euch aus Groll verraten könnte, wenn ihr ihn nötig, sich einem Statut zu unterwerfen, das ihm nicht zusagt...“

Schliesslich sollten die Arbeiter begreifen, dass in einem Augenblick des Kampfes, wo alle Leiden, die sie erduldet haben, alle Misshandlungen, die sie durchmachen mussten, sich ihnen in Form von gewaltsamen Worten, von hasserfüllten Worten auf die Lippen drängen, in einem Augenblick, wo sie das allerklarste Bewusstsein des an ihnen verübten Unrechts haben — dass es ihnen in einem solchen Augenblick gewiss nicht zukommt, von den Unternehmern energische Massregeln zu fordern gegen Collegen, deren Verbrechen darin besteht, den Kampf vielleicht unter einem andern Gesichtswinkel zu betrachten, oder ganz einfach vor ihm zurückzuschrecken, getrieben von einem Geiste der Furcht, der ihnen ebensogut zukommt, wie uns unser Geist der Empörung.“

„Revolutionärer“ kann man schon nicht mehr sein!

Fanny Imle.

Die in Krakau erscheinende polnische Monatsschrift Krytyka bringt in ihrem Juniheft einen Artikel von Stefan Krzycki, worin anlässlich des fünfzehnjährigen Jubiläums der Krakauer Universität auf die hohen culturellen Aufgaben dieser Hochschule hingewiesen wird. Der achtzehn Millionen starken Nation der Polen stehen im ganzen zwei polnische Universitäten zur Verfügung: Krakau und Lemberg. Warschau

zählt der Verfasser mit Recht nicht mit, denn die Warschauer Universität ist heute eine ausschliesslich russische Lehranstalt, an welcher die polnische Sprache streng verpönt ist. Somit hätte die ältere der beiden galizischen Hochschulen, jene zu Krakau, von Rechts wegen die Mission, ein Brennpunkt des geistigen Lebens für das ganze polnische Volk zu sein. Sie sollte den um ihrer Gesinnung willen verfolgten Polen aus dem russischen Staatsgebiet, erfahrungsgemäss sehr tüchtigen Studierenden, eine Freistatt bieten; sie sollte vor allem der polnischen Jugend aus den von Russland unterjochten Provinzen, welche jetzt, dank der Zermalmung fast jeglicher Selbstverwaltung durch den czarischen Absolutismus, vielfach in der ärgerlichsten politischen Naivetät verharrt, die Möglichkeit geben, relativ freies polnisches Volksleben, polnisches öffentliches Leben kennen zu lernen. Sie sollte, ähnlich den Schweizer Hochschulen, an denen heute so viele Polinnen studieren, für Männer und Frauen gleich zugänglich sein. Und sie sollte, als die geistige Centrale eines Culturvolkes, in wissenschaftlicher Hinsicht die Anforderungen erfüllen, die man in Europa an eine Universität ersten Ranges stellen darf.

Zu alledem stimmt die traurige Wirklichkeit leider schlecht. Die Krakauer Universität ist in den Händen einer nach oben rückgratlosen, nach unten verfolgungssüchtigen Clique, welche weder das Herz noch den Willen hat, die besonderen polnischen Culturinteressen vor dem Wiener Ministerium energisch zu vertreten, dafür aber den aus dem russischen Staatsgebiet kommenden Studierenden mit dem engherzigsten Misstrauen begegnet. Frauen werden neuerdings als ordentliche Hörerinnen der Philosophie zugelassen, aber nur, wenn sie das österreichische Bürgerrecht besitzen — eine Beschränkung, welche vier Fünftel aller Polinnen ausschliesst. Dabei ist der Lehrplan eben der einer kleinen, kümmerlichen österreichischen Provinzuniversität; viele wichtige Lehrkanzeln fehlen ganz.

Damit man aber von der Wiener Regierung mit Nachdruck die Reform und den Ausbau der Krakauer Hochschule fordern könne, erklärt es Krzycki für notwendig, dass sich die akademische Jugend aus Russisch-Polen viel zahlreicher, als bisher, in den Krakauer Hörsälen einfände. So mangelhaft die Krakauer Universität sei, so könne sie doch jetzt schon von Anfängern mit Nutzen besucht werden. Je grösser aber der Andrang der Studenten, je beharrlicher und ungestümer ihr Verlangen nach erweiterter Bildungsgelegenheit, desto grösser sei die Aussicht auf Abhilfe.

Ladslaus Gumplowicz.





WILHELM LIEBKNECHT

ALS FREISCHAERLER

NACH EINEM OELGEMAELEN AUS DEM JAHRE 1849